

1.2 Abgrenzungen

Im nächsten Schritt möchte ich nun einige Überlegungen anbieten, die das angesprochene »weite Feld« hier und dort ein wenig einfrieden sollen – obwohl sich zeigen wird, daß ein solcherart »voraussetzungsfrei« gefaßtes Gefühl notwendig Übergangs- und Grenzbereiche zu anderen »Funktionsbereichen« menschlichen Lebens hat, zu anderen Konzepten und Begriffen, mit denen wir unser Leben (und das der anderen) beschreiben – etwa zur Empfindung, zur Stimmung, zum Persönlichkeitsmerkmal, zu Motivation und Kognition.

Damit finden, das Bemühen um Abgrenzung anleitend und ordnend, vor allem solche Begriffe Berücksichtigung, die auch tatsächlich Ähnlichkeiten und Berührungspunkte mit dem Konzept des Gefühls haben. Andere Konzepte, die demjenigen des Gefühls nicht hinreichend ähnlich sind (und demzufolge kaum direkt mit ihm verwechselt werden können), werden bestenfalls implizit behandelt. Damit ist freilich nicht behauptet, daß solche Konzepte ihrerseits keine Rolle für den Begriff des Gefühls spielen. Ein Beispiel hierfür wäre etwa der Begriff der Handlung, der vom Gefühl ausreichend weit entfernt zu sein scheint, um nicht ohne weiteres mit ihm konfundiert zu werden, und der andererseits eine Rolle für das Gefühl spielt (bzw. spielen kann). Er wird im Kapitel über die Motivation (Kapitel 1.2.4) mit erörtert. Andere Beispiele wären etwa die Erinnerung bzw. das Gedächtnis, die Sprache und anderes mehr.

Außerdem wurde eingangs bereits darauf hingewiesen, daß nun allmählich der Rückgriff auf Fachliteratur unumgänglich wird, weil spätestens mit den Begriffen Motivation und Kognition psychologisch bestimmte Fachtermini ins Spiel kommen. Unsere am Alltagswissen orientierte Rekonstruktion des Gefühlsbegriffes bleibt damit eine bewußt noch nicht fachwissenschaftliche Auseinandersetzung (mit dem Begriff des Gefühls), die sich nun allerdings bereits an fachwissenschaftlich bestimmten Termini abarbeitet. Motivation und Kognition werden zudem, und das ist ein weiterer Grund dafür, die fachwissenschaftliche Bedeutung heranzuziehen, nicht selten als »Komponenten« eines (fachwissenschaftlich) psychologisch bestimmten Emotionsbegriffes postuliert; dies wird sich in Kapitel 1.3 zeigen.

Auf welche Weise also gerät etwas dem Gefühl Verwandtes, etwas, das im Grenzbereich von Gefühl und Nicht-Gefühl angesiedelt ist, (mit) in den Blick, wenn wir davon sprechen, daß jemand die Wärme der Sonne auf seinem Unterarm fühlt, in trauriger Stimmung oder ein fröhlicher Mensch ist, vor Wut rast oder ganz einfach nur das Gefühl hat, daß es am Abend ein Gewitter geben wird?

1.2.1 Das Gefühl und die Empfindung

Eine erste Abgrenzung des Gefühls (wie es hier Gegenstand ist) wäre sozusagen »nach unten«, gegenüber der Wahrnehmung – oder zumindest bestimmten Formen der Wahrnehmung – hilfreich. Nicht jede Wahrnehmung ist ein Gefühl – so käme wohl kaum jemand auf die Idee, den Anblick einer roten Ampel, der uns zum Bremsen veranlaßt, für ein Gefühl zu halten (noch nicht einmal dann, wenn wir uns des Anhaltens wegen ärgern sollten). Andere Wahrnehmungen stehen jedoch den Gefühlen wesentlich näher, etwa das *Fühlen* (!) der Sonne auf der Haut (oder einer Druckstelle im Schuh). Diese Untergruppe der Wahrnehmungen will ich Empfindungen nennen.³⁷ Wodurch unterscheiden sich Empfindungen von anderen Wahrnehmungen? Die Sprache, in der wir über sie reden, mag hier erste Hinweise geben: Zunächst sind es vor allem taktile Wahrnehmungen, über die wir als Empfindung (und damit ähnlich wie über ein Gefühl) reden, seltener solche des Geschmacks (und diese dann eher sozusagen »in taktile Hinsicht« – etwas fühlt sich rau auf der Zunge an), kaum jemals solche des Gehörs, des Gesichts oder des Geruchs.³⁸ Empfindungen scheinen also insbesondere *einfache* Wahrneh-

-
- 37 Diese Verwendungsweise ist von der in der physiologischen Psychologie (und Wahrnehmungspsychologie) gebräuchlichen zu unterscheiden. Dort ist eine Empfindung »das bei der Einwirkung eines Reizes auf ein Sinnesorgan eintretende einfache Erlebnis, das nicht weiter definiert werden kann, da es nur durch sich selbst hinreichend gekennzeichnet ist« (Dorsch, Häcker & Stapf 1987, S. 169 f., Stichwort »Empfindung«), während eine Wahrnehmung das mehr oder minder komplexe Endresultat der Verarbeitung von (im Regelfall mehreren) Empfindungen ist. Die für meine Zwecke gewählte Verwendungsweise deckt sich wie gesagt nicht mit dieser, steht ihr aber immerhin insofern nicht im Wege, als Empfindungen (in meinem Sinne), wie gleich erläutert, besonders *einfache* Wahrnehmungen zu sein scheinen.
- 38 Die (selteneren) Fälle, in denen im Zusammenhang mit diesen sog. »höheren« Sinnen vom »Fühlen« gesprochen wird, lassen sich wohl wiederum in zwei Gruppen sortieren. Entweder, es ist von einer »niedrigen« Ebene der Wahrnehmung (innerhalb dieser komplexen Sinne) die Rede – etwa sich geblendet fühlen, nicht aber: ein visuelles Muster fühlen, das Abbild einer Landschaft fühlen. Oder aber, wenn nicht »empfindungsnah« von der Semantik des Fühlens Gebrauch gemacht wird, dann gerade im Gegenteil metaphorisch und »wahrnehmungsfern«, etwa sich vom Anblick einer Landschaft (oder eines Bildes) überwältigt fühlen. Dabei ist jedoch zu beachten, daß in diesem zweiten Falle gar nicht mehr von den Empfindungen (oder Wahrnehmungen) als Gefühlen die Rede ist, sondern von einem ganz anderen Gefühl (nämlich dem Überwältigtsein), für welches *ein* Anlaß in der (optischen) Wahrnehmung zu suchen ist (die solchermaßen »eingeht« in das komplexe »Gefühl« des Überwältigtseins).

mungen zu sein. Und obwohl Empfindungen ganz wesentlich in ein Gefühl eingehen können – etwa das Fühlen der Sonne auf der Haut in die Freude über einen sonnigen Tag – sind sie selbst nicht oder *gerade noch nicht* Gefühle (im uns interessierenden Sinne). Dafür sind sie zu »wahrnehmungsnah« und (zumindest »ursprünglich«, d. h. als idealtypischer Gegenstand der Analyse) zu weit von jeder (auch rudimentären) Form der Bewertung entfernt, die erst die Grundlage dafür bietet, etwas *als angenehm oder unangenehm zu empfinden* (vgl. Kapitel 1.1.7). Und genau diese Komponente scheint zur Empfindung hinzukommen zu müssen, damit aus ihr ein Gefühl wird.³⁹ Dies hat dann auch zur Folge, daß die Unterscheidung zwischen Empfindung und Gefühl oftmals allein eine analytische sein wird: Gerade die einfacheren Wahrnehmungen, die wir Empfindungen nennen, ziehen eine solche Bewertung nach angenehm oder unangenehm mitunter geradezu mit sich wie eine Schleppe; eine Bewertung, die zudem eng mit der Wahrnehmung selbst verknüpft sein kann (wie wir es bereits beim Erschrecken postulieren mußten). Vielleicht können also Beispiele diese schwierige Abgrenzung weiter verdeutlichen: Ist demnach Hunger ein Gefühl? Als propriozeptive Wahrnehmung eines Mangelzustandes wohl nicht, als quälender Hunger, der sich mit imaginierten Mahlzeiten wachhält und steigert, ganz sicher. Ist Schmerz ein Gefühl, etwa der schnelle, scharfe Schnitt mit dem Küchenmesser in den Finger? Wohl kaum als Gewebsverletzung selbst, und vielleicht nicht einmal als dessen erste, rasend schnelle Wahrnehmung. Aber sobald das erste Ziehen als unangenehmes Ziehen erkannt ist, und das Erschrecken (über die unvermutete Wahrnehmung – als solches durchaus ein Gefühl, aber eben kein Schmerz) nachläßt und so die Bühne der Aufmerksamkeit frei macht für andere Gefühle, wohl schon. Es wird deutlich, daß die Unterscheidung zwischen Empfindung und Gefühl mitunter allein analytisch ist⁴⁰ – dennoch können wir nicht auf sie ver-

39 Wenn hier als Voraussetzung für ein Gefühl angenommen wird, daß es sich angenehm oder unangenehm »anfühlt«, so ist dies natürlich kein Widerspruch zu den Überlegungen in Kapitel 1.1.7, wo ausgeführt wurde, daß es Gefühle geben mag, die (z. B. als zusammengesetzte, komplexe) nicht mehr eindeutig angenehm oder unangenehm sind. Denn eine »Empfindung« (oder dann vielleicht konsequenter »Wahrnehmung«), die keine positive oder negative »Anmutung« hat, ist schließlich auf völlig andere Weise neutral als ein Gefühl, das (als Resultante widersprüchlicher Elemente) ambivalent (geworden) ist.

40 Auch für die Kompliziertheit dieser Unterscheidung finden sich Hinweise in der Sprache (nicht nur, wie angedeutet, für den Ort, an dem, und die Art und Weise, in der wir sie treffen sollten). So sprechen wir davon, ein Gefühl zu empfinden (und meinen damit nichts anderes, als ein Gefühl zu fühlen), gelegentlich jedoch auch davon, ein Gefühl zu haben (vgl. jedoch auch Kapitel 1.2.5). Die Empfindung betreffend reden wir mitunter so, daß wir eine Empfindung fühlen (oder sie empfinden), häufiger jedoch haben wir eine Empfin-

zichten, wollen wir nicht umgekehrt jede Art der Wahrnehmung »irgendwie« auch als Gefühl betrachten. Ich schlage also vor, Prozesse der weiteren »Verarbeitung« anzunehmen, die aus Empfindungen Gefühle machen (können), Verarbeitungsprozesse, die – vermutlich vor allem, aber vielleicht nicht nur – in der »Zuordnung« eines »Erlebnischarakters«, also der »Einordnung« als angenehm oder unangenehm, bestehen. Dabei müssen wir uns diese »Einordnungs-« oder »Verarbeitungsprozesse« möglichst simpel vorstellen und dürfen sie nicht als (notwendig) bewußte, im engeren Sinne kognitive Verarbeitung mißverstehen. Bei Annahme dieses Vorschlages wird obendrein plausibel, wieso es gerade die »niederen«, einfachen Wahrnehmungen – das »Getast« (*Gefühl*), dagegen Gesicht und Gehör nur in »basaler Funktion« (sich geblendet fühlen) – sind, die bevorzugt als Empfindungen zu Gefühlen werden können: ganz einfach deshalb, weil diese Wahrnehmungen leichter und schneller (oder überhaupt erst) daraufhin einzuordnen sind, ob sie angenehm oder unangenehm sind. Wer kann schon einen komplexen visuellen Eindruck, bspw. bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, in einem solchen, ganz basalen Sinne als »angenehm« oder »unangenehm« einordnen? (Sicher kann einem ein Kunstwerk gefallen oder es kann einen ärgern, aber dafür muß es *interpretiert* und auf irgendeine Weise *verstanden* [oder mißverstanden] werden – und damit sind bereits viel zu viele vermittelnde kognitive Prozesse eingeschlossen, die zur Folge haben, daß wir nicht mehr sagen, »der Anblick dieser Statue fühlt sich gut an«, sondern »diese Statue gefällt mir«.)

Es ist also (vor allem) ihre »Einordnung« als angenehm oder unangenehm, die aus manchen Wahrnehmungen – den »einfachen«, die man Empfindungen nennen kann – Gefühle werden läßt (oder werden lassen kann). Umgekehrt reicht das »Phänomenfeld« der Gefühle demnach bis nahe an einige basale Wahrnehmungen heran, ohne den Bereich der Wahrnehmungen jedoch ganz zu umschließen – also vor allem, ohne daß sich nichts mehr zur Unterscheidung zwischen Wahrnehmungen und Gefühlen sagen ließe.

derung einfach. Die Möglichkeit dieser »kreuzweisen« Bezugnahmen im Sprechen macht die Nähe der Konzepte Empfindung und Gefühl deutlich, während die Tatsache, daß wir Empfindungen eher »haben« als »fühlen«, während es beim Gefühl umgekehrt zu sein scheint, als Beleg für die hier entfaltete Unterscheidung gelesen werden kann: Etwas fühlen oder auch empfinden konnotiert einen höheren Grad an Aktivität, als etwas haben.

1.2.2 *Das Gefühl und die Stimmung*

Was unterscheidet einen Menschen, der gerade traurig ist, von einem Menschen in trauriger Stimmung? Daß beide, Gefühl und Stimmung, durchaus Berührungspunkte haben, dürfte wohl kaum jemanden überraschen – nicht selten benutzen wir ja sogar dieselben Wörter, wenn wir über (vergleichbare) Gefühle bzw. Stimmungen reden (oder doch zumindest Wörter, die sich auf denselben Wortstamm zurückführen lassen, wie etwa die Trauer im einleitenden Beispiel). Daß beide – Gefühl und Stimmung – allerdings nicht umstandslos das gleiche bezeichnen, läßt sich ebenfalls mit Blick auf die Sprache und ihre Möglichkeiten, über beide Konzepte zu reden, behaupten und verteidigen: So können wir etwa heiterer und gelöster Stimmung sein, ein vergleichbares Gefühl würden wir jedoch vielleicht eher Freude als Heiterkeit oder gar Gelöstheit nennen. Für manche Gefühle läßt sich eine äquivalente Stimmung gar nicht oder nur unter Schwierigkeiten postulieren, niemand kann etwa in erschrockener Stimmung sein, und auch, sich jemanden in wütender Stimmung vorzustellen, fällt nicht ganz leicht. Worin also unterscheiden sich Gefühl und Stimmung?

Hier hilft uns zunächst der in Kapitel 1.1.5 entfaltete »Objektbezug« von Gefühlen weiter: Stimmungen sind Gefühle, die sich nicht (oder nicht mehr) auf ein Objekt (oder Objekte) richten.⁴¹ Wir können uns

41 Von Bollnows grundlegendem Werk über »Das Wesen der Stimmungen« (1988 [zuerst 1941]) habe ich erst nach dem ersten, wie angekündigt und begründet bewußt »unbedarften« Durchgang durch Kapitel 1.1 und 1.2 der vorliegenden Arbeit Kenntnis genommen. Ein Großteil der psychologischen Arbeiten über Stimmungen – bzw. ihren Einfluß auf Denken, Lernen, Gedächtnis o. ä. – bezieht sich direkt oder indirekt (auffallend häufig über Ewert 1983 bzw. – bereits über weite Strecken textidentisch, wenn auch ohne die später zusätzlich eingearbeitete Literatur – Ewert 1965) auf die von Bollnow unterbreiteten Vorschläge (vgl. etwa – willkürlich und zu Beispielszwecken herausgegriffen – Abele 1995, S. 14 f., bes. 15; Bless 1997, S. 3; Schwarz 1987, S. 2; Silberer 1998, S. 2). Erfreulicherweise erblickt bereits Bollnow (und auch er nicht als erster; vgl. etwa S. 34) einen entscheidenden Unterschied zwischen Gefühl und Stimmung ebenfalls in der Bezogenheit (oder Gerichtetheit) des ersteren (im Gegensatz zur letzteren). Dies macht zwar unmißverständlich klar, daß das hier Vorgetragene nicht neu ist – was aber gern in Kauf genommen wird, wenn es dadurch an Plausibilität gewinnt. Die von Ewert (1965, S. 234 ff. wie 1983, S. 405 ff.) darüber hinaus vorgenommene Differenzierung von »Erlebnistönungen« (neben Gefühlen und Stimmungen) übrigens scheint mir dagegen wenig überzeugend – insbesondere die Abgrenzung von Erlebnistönungen und Stimmungen (vgl. 1965, S. 239 f.; 1983, S. 409 f.) steht auf wackligen Füßen – und wird daher nicht weiter berücksichtigt. Für eine weitere, auf mehrere Kriterien zurückgreifende Differenzierung von Gefühl und

schlechterdings nicht vorstellen, zu erschrecken, und nicht zu wissen, wovor – daher können wir auch nicht davon reden, in erschrockener Stimmung zu sein. Wohl aber können wir Angst haben und nicht wissen, wovor. Die Unterscheidung zwischen diffuser, ungerichteter Angst und einer auf ein bestimmtes Objekt gerichteten (und damit im Regelfall auch eher »berechtigten«) Angst läßt sich im übrigen auch sprachlich abbilden in der Unterscheidung zwischen Angst und Furcht, die sich nicht nur bei Bollnow (1988, z. B. S. 35), sondern bereits bei Freud so findet. So heißt es etwa in der Schrift »Hemmung, Symptom und Angst«: »Es haftet ihr [der Angst, A. K.] ein Charakter von Unbestimmtheit und Objektlosigkeit an; der korrekte Sprachgebrauch ändert selbst ihren Namen, wenn sie ein Objekt gefunden hat, und ersetzt ihn dann durch Furcht« (Freud 1926, S. 197 f.); in den »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«: »Ich vermeide es, auf die Frage näher einzugehen, ob unser Sprachgebrauch mit Angst, Furcht, Schreck das Nämliche oder deutlich Verschiedenes bezeichnen will. Ich meine nur, Angst bezieht sich auf den Zustand und sieht vom Objekt ab, während Furcht die Aufmerksamkeit gerade auf das Objekt richtet« (Freud 1917, S. 410). In der Alltagssprache scheint mir jedoch diese Unterscheidung kaum aufzufinden – ob sie im letzten halben Jahrhundert verlorengegangen, oder ob sie bereits von Freud weniger vorgefunden als vielmehr vorgeschlagen worden ist und gar nie Eingang in die Alltagssprache gefunden hat, vermag ich nicht zu beurteilen (vgl. jedoch S. 209, Fußnote 39.).

Ob wir nun Angst und Furcht anhand des fehlenden oder vorhandenen Objektbezugs sprachlich sauber unterscheiden oder nicht, jedenfalls können wir Angst haben und nicht wissen, wovor – daher können wir auch durchaus »ängstlich« (vgl. jedoch auch Kapitel 1.2.3) bzw. genauer »in ängstlicher Stimmung« oder »ängstlich gestimmt« sein.

Es gibt noch ein zweites Unterscheidungskriterium zwischen Gefühl und Stimmung, das mit dem fehlenden Objektbezug der letzteren zusammenzuhängen scheint: Stimmungen sind tendenziell zum einen nicht so stark ausgeprägt, weniger intensiv als Gefühle, zum anderen länger andauernd (und dabei gleichförmiger) als diese. Diese zweite Unterscheidung, die auf Intensität und Dauer rekurriert, scheint mir jedoch keine wirklich wesentliche zu sein – und auch nicht sein zu können, möchte man vergleichsweise »schwache« oder länger andauernde Gefühle nicht alleine dadurch bereits zu Stimmungen machen. Entscheidend dürfte der gegebene oder nicht vorhandene Objektbezug sein, und eventuelle Unter-

Stimmung vgl. im übrigen Parkinson, Totterdell, Briner und Reynolds (1996, vor allem S. 4 ff.).

schiede in Dauer und Intensität sind wohl weniger notwendige Folge als vielmehr korrelative Begleiterscheinung dieses ersten Unterschiedes.

Macht man die Abgrenzung von Gefühlen und Stimmungen zudem (vor allem) an der Gerichtetheit, dem Objektbezug der ersteren fest, eröffnen sich zudem interessante Fragen, denen im vorliegenden Zusammenhang nicht systematisch nachgegangen werden kann, die jedoch zumindest angesprochen sein sollen: Denn (ansonsten) ähnliche, in bestimmter Weise vergleichbare Phänomene (wie Furcht und Angst), von denen sich ein Teil als Gefühle (Furcht) auf einen bestimmten Gegenstand richten, während ein anderer Teil als Stimmungen (Angst) ungerichtet bleibt – das ist ja nur der einfachste Fall, von dem man seinen Ausgang nehmen kann. Verwickelter (und interessanter) erscheinen dagegen diejenigen Fälle, die sich einer klaren Einordnung verweigern, z. B. weil eine Gerichtetheit verlorengeht oder ein Objektbezug sich erst einstellt. Vergewärtigen wir uns den konstruktiven Charakter insbesondere komplexer Gefühle (vgl. Kapitel 1.1.4) und die Bedeutung von Kognitionen sowie anderer »Elemente«, die in ein Gefühl eingehen,⁴² dann wird schlagartig klar, um wieviel zu simpel eine Vorstellung ist, die das Gefühl vor allem als (unmittelbare) Antwort auf ein (äußeres oder inneres) Reizgeschehen konzipiert.⁴³ Bereits das Objekt, auf das sich ein Gefühl richtet, ist ein konstruiertes – man muß sich schon strikt auf die ganz einfachen Beispiele beschränken, um davon absehen zu können. Daß nun das Objekt eines Gefühls nicht in jedem Fall umstands- und problemlos gegeben ist, schwächt nicht die Versuche, zur Abgrenzung von Gefühl und Stimmung die Gerichtetheit des ersteren als eines ihrer wesentlichen Merkmale heranzuziehen und stark zu machen, sondern gefährdet lediglich im Einzelfall die Einordnung eines interessierenden Phänomens als Gefühl oder Stimmung.

So ist eben leicht vorstellbar, daß eine Stimmung zum Gefühl *wird*: etwa eine (»grundlose«) heitere Stimmung, die nach einem Blick in den Himmel zur Freude *über* das schöne Wetter *wird*. Auch umgekehrt lassen sich Gefühle denken, die sich (qualitativ) ändern, weil (und indem) sich das Objekt – genauer: die Konstruktion oder Bildung des Objektes, die der Fühlende vornimmt – ändert, auf das sich das Gefühl richtet. Es läßt sich sogar ein Gefühl denken, das zur Stimmung wird, weil der ein

42 Wobei Kognitionen sowohl als Elemente eingehen können, als auch eine besonders bedeutende Rolle bei der »Bildung« des Gesamtzusammenhanges (komplexes) »Gefühl« spielen dürften (hierzu später mehr, vgl. auch Kapitel 3).

43 Wie es eine Reihe von Emotionsdefinitionen, aber auch der eine oder andere metatheoretische Vorschlag zur Gegenstandsbestimmung tut (vgl. Kapitel 1.3.1 [3. Kategorie, S. 116] und 1.3.2).

Gefühl konstituierende Objektbezug verlorengeht. (Mit Rückgriff auf psychoanalytisches Denken ließen sich etwa Fälle präsentieren, in der eine Furcht sich nicht auf das Objekt richtet, von dem die Gefahr ausgeht – bspw. weil dieses Objekt »Mutter« oder »Vater« ist –, daß sich eine solche Furcht dann ein anderes Objekt »sucht« ist ebenso denkbar, wie daß sie auf eine Gerichtetheit ganz »verzichtet« und zur Angst wird. Daß umgekehrt die Angst sich ein Objekt »suchen« und so zur Furcht werden kann, zeigt bereits das oben wiedergegebene Zitat Freuds [1926, S. 197 f.])

Wie dem auch sei, die Tatsache, daß eine Einordnung von Gefühl bzw. Stimmung im Einzelfall mit Schwierigkeiten behaftet sein mag, spricht keinesfalls dagegen, den Objektbezug von Gefühlen als entscheidendes Kriterium zu ihrer Abgrenzung von Stimmungen heranzuziehen.⁴⁴

1.2.3 Das Gefühl als Persönlichkeitsmerkmal

Was meinen wir, wenn wir jemanden als »fröhlichen Menschen« bezeichnen – was wir bekanntlich auch dann tun können, wenn uns dieser Mensch gerade weinend gegenüber sitzt und sehr traurig oder ganz verzweifelt ist. Ganz offenkundig verweisen wir mit der genannten Formulierung nicht auf einen aktuellen emotionalen Zustand einer Person, auf ein gegenwärtig wahrzunehmendes (bzw. zu erschließendes) Gefühl, sondern auf eine Neigung, eine Disposition bzw. ein Persönlichkeitsmerkmal. Fröhliche Menschen empfinden leichter (gemeint ist: aus geringeren Anlässen) oder aber häufiger (und im Regelfall wohl beides: häufiger [auch], *weil* leichter) das zugehörige Gefühl der Freude. Oder aber, da die Alltagssprachliche Rede von Persönlichkeitsmerkmalen

44 Interessant wäre zudem – obschon es nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit sein kann –, die voranstehenden Überlegungen, die den Objektbezug betreffen, auf solche Gefühle auszudehnen, die in Kapitel 1.1.5 als »dreigliedrige« bezeichnet worden sind. Wenn eine Furcht zur Angst wird, wenn man nicht (mehr) sagen kann, *wovor* man sich eigentlich fürchtet, wird dann eine Eifersucht zur eifersüchtigen Stimmung, wenn man zwar nach wie vor weiß, *wessen* Verlust man befürchtet, aber nicht mehr sagen kann, *an wen* man die geliebte Person zu verlieren befürchtet? Wenn es also Gefühle (wie die Eifersucht) gibt, die nicht nur ein, sondern zwei Objekte nötig haben, auf die sie sich richten (eben die Geliebte und den Nebenbuhler) – werden diese dann bereits zur Stimmung, wenn auch nur ein Teil des »Objektbezugs-Gefüges« durcheinander gerät bzw. verloren geht? (Der eher langwierige Verlauf »krankhafter Eifersucht« könnte eine solche Vermutung stützen, ihre mitunter hohe Intensität jedoch nicht.)

zunächst nicht prinzipiell zwischen Gefühlen und Stimmungen unterscheidet:⁴⁵ Ein fröhlicher Mensch befindet sich häufiger in fröhlicher Stimmung als andere; oder aber, seine fröhliche Stimmung ist ausgeprägter oder intensiver als diejenige anderer (oder wiederum beides). Dies scheinen mir die prinzipiell unterscheidbaren Arten und Weisen zu sein, in denen von Gefühlen (bzw. Stimmungen) *als Persönlichkeitsmerkmal* die Rede ist.

Dabei wird alltagssprachlich, wie eben angedeutet, nicht immer klar unterschieden, ob die Rede vom Persönlichkeitsmerkmal (bzw. das Konzept des Persönlichkeitsmerkmals) auf das Gefühl oder die Stimmung rekurriert; eine solche Differenzierung dürfte demnach in vielen praktischen Zusammenhängen gar nicht notwendig sein.⁴⁶ Handlungsentlastet können wir sie natürlich dennoch treffen und begründen. Und daß die Kriterien, anhand derer sich, um beim Beispiel zu bleiben, ein fröhlicher von einem weniger fröhlichen Menschen unterscheiden läßt, für das Gefühl einerseits und die Stimmung andererseits nicht vollkommen symmetrisch entfaltet worden sind, liegt natürlich an der Unterschiedlichkeit der beiden Konzepte selbst: So kann im Falle des Rekurses auf die Stimmung ein fröhlicher Mensch nicht leichter (d. h. aus geringerem Anlaß) in eine fröhliche Stimmung geraten als andere, ganz einfach deshalb, weil eine Stimmung (konzeptionell) gar keinen Anlaß hat. Und wenn für die Stimmungen neben der Häufigkeit auch die Intensität als mögliches Kriterium für die Unterscheidung zwischen fröhlichen und weniger fröhlichen Menschen (bzw. die »alltagspsychologische« Zuordnung des Persönlichkeitsmerkmals »fröhlich« oder »nicht fröhlich«) ins Spiel kommt, dann ist die explizite Einführung einer solchen Intensitätskomponente im Falle des Gefühls (bzw. des Rekurses aufs Gefühl) wiederum nicht erforderlich, da sich eine solche Abstufung in der Rede vom Anlaß wiederfindet: Sich aus geringerem Anlaß (vergleichbar) zu freuen impliziert eben auch, sich aus vergleichbarem Anlaß »mehr« zu freuen.

45 Obwohl sie solche Unterscheidungen für einzelne »Gemütsregungen« freilich durchaus gestattet. Man stelle sich etwa vor, wie präzise wir mittlerweile (und im Rückgriff auf Kapitel 1.2.2 und 1.2.3) die Unterschiede zwischen einem ängstlichen und einem furchtsamen Menschen explizieren könnten.

46 Sie wird auch in der Psychologie kaum je geleistet; auch dort nicht, wo sie begrifflich relevant zu werden beginnt. Als prominentes Beispiel kann etwa die (bereits von Freud vorweggenommene) Unterscheidung zwischen aktuellem Gefühl und Persönlichkeitsmerkmal im Falle der Angst bzw. Ängstlichkeit dienen (vgl. Krohne 1996, S. 4 ff.), die auch als »state vs. trait anxiety« bekannt ist. (Vgl. auch Schwarzer 1993, S. 88 ff., wo ganz in diesem Sinne von »Zustandsangst« und »Ängstlichkeitsdisposition« die Rede ist – und, ganz wie bei Krohne 1996, weder das eine noch das andere im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen Gefühl und Stimmung weiter erörtert wird.)

Wie dem auch sei, wir wollen die Analyse nicht (wesentlich) weiter treiben, als erforderlich. Entscheidend ist für unsere Zusammenhänge vor allem die Erinnerung daran, daß nicht in jedem Fall, in dem von Gefühlen die Rede zu sein scheint, auch wirklich Gefühle zur Sprache kommen. Mitunter verbirgt sich in diesen Fällen lediglich der Hinweis auf eine Neigung, bestimmte Gefühle zu empfinden (oder gar, noch weiter von der Rede über ein aktuelles Gefühl entfernt, gestimmt zu sein). Die Erinnerung an eine solche Abgrenzung ist auch deshalb nicht ohne Bedeutung, weil die (zumindest für jemanden, der sich vorrangig für das Gefühl interessiert) *zu unterscheidenden* Fälle nicht immer sprachlich so gut markiert sind wie in den Beispielen, mit denen ich im vorliegenden Unterkapitel gearbeitet habe. So können wir etwa, wenn die Rede von einem wütenden Menschen ist, ohne weitere Informationen nicht wirklich beurteilen, ob damit ein Mensch mit der Neigung zu Wutanfällen gemeint ist, ein Choleriker, oder aber ein aktuell tatsächlich Wütender.⁴⁷

1.2.4 Das Gefühl und die Motivation (*worin eine Rolle spielt: Das Gefühl und die Handlung*)

Der vor Wut Rasende oder in panischer Angst Flüchtende – unschwer zu erkennen, daß hier die »motivierende« (also verhaltens- oder handlungsauslösende, -treibende und -steuernde) Komponente des Gefühls in den Blick rückt. Genauer noch: Es rückt ein *Teil* der in der Motivationspsychologie behandelten »Beweggründe« menschlichen Verhaltens in das Blickfeld, der dort u. a. als »push-Motivationen« bezeichnet wird. Denn wenn vom »motivierenden« Charakter des Gefühls die Rede ist – wie etwa auch in den eingangs genannten Beispielen –, dann ist gewöhnlich (und in jedem Fall zunächst einmal) eben das »Getriebensein« durch Gefühle angesprochen. Die als »pull-Motivationen« bekannten Handlungsgründe bestehen demgegenüber in der Verfolgung von Zielen, die – wie ja bereits semantisch zwingend, wenn vom »Ziel« die Rede ist – in der Zukunft liegen und ersehnte oder erwünschte Zustände oder Ereignisse darstellen. Beide Formen der Motivation sind daher nicht nur selbst in je unterschiedlicher Weise zu explizieren, auch direkt von ihnen abhängige Begriffe – etwa der des Motivs – ändern sich je nach der zugrundegelegten Form von »Motivation«. Die resultierende begriffliche

47 Ausschließen läßt sich hier lediglich, daß ein Mensch in wütender Stimmung oder mit der Neigung zu solchen Stimmungen gemeint sein könnte; die Wut bedarf nahezu so notwendig eines Anlasses wie das Erschrecken, eine wütende Stimmung können wir uns daher, wie angemerkt, nicht denken.

Vielgestaltigkeit – die zudem weite Kreise bis hin zu jeweils angemessen erscheinenden Formen wissenschaftlicher Erklärung zieht – erschwert die angestrebte Klärung des Verhältnisses von Motivation und Gefühl beträchtlich. Wenn sie nichtsdestotrotz verfolgt werden soll, ist eine knappe vorgängige Erörterung unabdingbar.

Exkurs über zentrale Begriffe der Motivationspsychologie

Die angesprochenen Formen der Motivation – »push-« bzw. »pull-Motivation« (vgl. Schultheiß & Brunstein 1997, S. 298); mit vergleichbarer Bedeutung ist z. B. auch von »Druck« und »Zug« (Rheinberg 1995, S. 14 ff.) die Rede – markieren nicht einfach nur »zwei Analyseperspektiven« (ebd., S. 14) auf denselben Forschungsgegenstand, sondern wohl vielmehr grundsätzlich unterschiedliche Herangehensweisen mit je eigener, gegenstandskonstituierender Wirkung (und Funktion). (Vgl. hierzu z. B. Laucken 2001, vor allem S. 303 ff.). Was also, abhängig von der gewählten Perspektive, jeweils als »Motiv« oder »Motivation« in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt, ist bereits von Beginn an (und als Folge einer vorempirischen Setzung) nicht mehr unmittelbar vergleichbar. Die angesprochene Differenz kennzeichnet darüber hinaus eine tiefe Kluft, die sich vom Ursprung der Motivationsforschung bis in unsere Tage zu ziehen scheint – und sich schon in Atkinsons im Jahr 1964 getroffener Diagnose zeigt: Atkinson bemängelte damals, daß es »trotz der Fülle motivationaler Termini in der psychologischen Literatur (Wünsche, Interessen, Einstellungen, Bedürfnisse, Werte, Triebe etc.) nur zwei unterschiedliche Motivationstheorien, d. h. Konzeptionen über die aktuellen Handlungsdeterminanten gibt, welche einigermaßen klar formuliert sind. Eine davon ist die bekannte ›Trieb x Gewohnheit‹-Theorie, die ein Vierteljahrhundert lang unser Denken beherrschte. Die andere, deshalb weniger bekannt, wurde schon früh von Tolman und Lewin formuliert und erst jüngst wieder von Entscheidungstheoretikern in das Blickfeld gerückt. Ich bezeichne diese zweite Theorie, welche wegen unterschiedlicher Terminologien in verschiedenen Kontexten weniger deutlich formuliert war, als ›Erwartung x Wert‹-Theorie« (Atkinson 1975, S. 13). Bekanntheitsgrad und Stellenwert der beiden Theorien (bzw. Theoriefamilien) mögen sich zwischenzeitlich geändert, vielleicht gar umgekehrt haben – nach wie vor richtig ist jedoch, daß sich ganz unterschiedliche Motivationstheorien je einer dieser beiden Positionen zuordnen lassen, und zwar in Abhängigkeit davon, ob sie Motivationen als »push-« oder als »pull-Motivationen« auffassen. Daß es sich auch wirklich um unter-

schiedliche und nicht ohne weiteres zu vermittelnde Positionen handelt, läßt sich an drei Punkten ausführen.

Erstens nehmen beide Formen der Motivation, wie bereits angedeutet, auf unterschiedliche Formen wissenschaftlicher Erklärung Bezug: Die »pull-Motivationen« rekurren demnach (zumindest implizit) auch auf eine nicht-kausale, intentionale Form der Erklärung, wie sie etwa von Wright (1974) schematisiert hat – sie bieten Handlungsgründe. »Push-Motivationen« vertragen sich (zumindest implizit) mit Versuchen einer kausalen Erklärung, die bekanntermaßen höchst einflußreich von Hempel und Oppenheim (1948) vorgeschlagen worden ist – sie offerieren Verhaltensursachen (vgl. auch Kochinka & Werbik 1997).

Auf diese beiden Erklärungsformen, die m. E. zwingend mit den beiden »weitgehend unabhängige[n] Motivationssysteme[n]« (Schultheiß & Brunstein 1997, S. 318) des Menschen korrespondieren, wird in den Einführungen in die Motivationspsychologie noch kaum hingewiesen. Eine Ausnahme bildet etwa Keller, der einleitend wissenschaftstheoretische Grundlagen vermittelt (1981, S. 3 ff.). Dort werden die (unter Bezugnahme auf Stegmüller [1974, S. 120 ff.] formulierte und im Prinzip der kausalen vergleichbare) dispositionelle sowie die teleologische Erklärung als wichtigste Formen innerhalb der Motivationspsychologie erkannt und erstere der Erklärung durch »Motive« (d. h. »push-Motivationen«), zweitens der Erklärung durch »Absichten« (d. h. »pull-Motivationen«) zugeordnet (Keller 1981, S. 7 f.).

Zweitens – und natürlich damit im Zusammenhang – unterscheidet sich (mindestens idealtypisch) auch dasjenige, *was* jeweils erklärt wird: Handlung einerseits und (bloßes) Verhalten andererseits. Wenn mein Patellarsehnenreflex ausgelöst wird, dann habe ich mich durch Kontraktion der Oberschenkelmuskulatur verhalten. Erblicke ich einen Krümel auf meiner Hose und kontrahiere die Oberschenkelmuskulatur, *um zu sehen*, ob der Krümel dann wegen größeren Gefälles oder der Erschütterung des Gewebes abrutscht und zu Boden fällt, dann habe ich eine Handlung vollzogen. Ich hätte sie, im Unterschied zum Verhalten, auch unterlassen können. (Entsprechend wird von Willensfreiheit und Handlungsfreiheit gesprochen, nicht aber von Verhaltensfreiheit.) Ein anderer, noch wichtigerer Unterschied läßt sich entfalten im Hinblick auf die Sinnhaftigkeit oder »Bedeutungsimprägnierung« von Handlungen. Bereits die Tatsache, daß Handlungen (mehr oder minder) intendiert und zielgerichtet sind – selbst beim primitiven Beispiel des Krümels auf der Hose: »um zu sehen« ob er fällt –, hat zur Folge, daß ihr Verständnis nicht mehr ohne die Kategorie des Sinns auskommt: Sie *bedeuten etwas*, sie bedeuten z. B. einen mehr oder minder großen Schritt auf dem Weg zum jeweiligen Ziel und sind nicht verständlich, wenn man von dieser Bedeu-

tung gänzlich absieht. Hält man sich überdies vor Augen, daß sie in ihrer Gesamtheit eine sinnhaft gegliederte, menschliche Praxis erst konstituieren, in der sie sich dann ihrerseits »abspielen«, und weiter, daß zur Konstitution dieser sinnhaften Praxis auch Handlungen notwendig beitragen, die in hohem Maße »sinnstiftend und -bearbeitend« sind (denken wir nur an die vielen unserer Handlungen, die ein Sprechen sind), dann zeichnet sich ab, in welche Richtung eine systematische Entfaltung der Unterschiede zwischen Handeln und Verhalten schreiten könnte. (Denn ein bloßes Verhalten *bedeutet* gar nichts; vgl. den Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion.) Das Verengen meiner Pupille bei plötzlich vermehrtem Lichteinfall ist ein Verhalten, aber keine Handlung. Ich muß es nicht wollen, nie gewollt haben, ich kann es noch nicht einmal verhindern.⁴⁸ Ohne hier stärker ins Detail zu gehen:⁴⁹ Handlungen sind, wenn man so will, intendiertes, gewolltes Verhalten – und schon dadurch werden sie Bestandteile einer symbolisch gegliederten, spezifisch menschlichen Sphäre, der Praxis, die zu erhellen unmöglich sein dürfte, ohne auf intentionale Erklärungen zurückzugreifen. »Gezogen« von »pull-Motivationen«, in intentionaler Annäherung an Ziele, begehen wir Handlungen – während wir uns »getrieben« von »push-Motivationen« bloß verhalten. Denn bei wem nicht bewußte und sprachlich nicht einholbare »Motive« sich in spezifischen, dafür geeigneten Situationen sozusagen blind und mechanisch in konkrete (verhaltensauslösende, -treibende, -steuernde) Motivationen wandeln, der handelt nicht, der verhält sich auf prinzipiell vergleichbare (und kausal erklärbare) Weise – genau wie derjenige, dessen Reflexe ausgelöst werden.

Natürlich ist auch diese Skizze bereits eine Vereinfachung, und zwar zumindest in zweierlei Hinsicht: Zum einen ist nicht jede Handlung in einem engen Sinn des Wortes intentional – auch dann nicht, wenn man an der zentralen Rolle der Sinnhaftigkeit festhält, die das Handeln vom Verhalten unterscheidet –, eine intentionale Erklärung daher nicht die einzige Erklärung, die der kausalen Erklärung bloßen Verhaltens gegenübergestellt werden kann. Ein Tagtraum bspw. läßt sich durchaus und mit guten Gründen als Handlung auffassen (vgl. etwa Boesch 1980, z. B. S. 245), auch wenn der Träumende keinen Zweck damit verfolgt. Ein sol-

48 Ob oder in welcher Weise einstmals »gewollte«, aber nunmehr automatisierte Handlungen – etwa beim Autofahren, denken wir vielleicht an das »Blinken« beim Wechseln der Fahrspuren – damit in die Nähe bloßen Sich-Verhaltens rücken, soll hier nicht diskutiert werden. Zum mindesten können auch sie noch unterlassen (und bei Nachfrage begründet) werden.

49 Vgl. etwa zur Einführung in sozialwissenschaftliche und philosophische Handlungstheorien aus ganz unterschiedlichen Perspektiven die Beiträge in Straub und Werbik (1999).

cher Traum hat auch durchaus einen Sinn, selbst wenn sich dieser nicht durch Rekurs auf Ziele (und intentionale Erklärungen) ergibt, sondern durch mehr oder minder kontrollierte, dabei stets standpunktabhängige Prozesse des Interpretierens bzw. Deutens, also durch Rekurs auf sinnhafte Verweisungszusammenhänge (oder narrative Erklärungen).

Zum anderen ist die um begrifflicher Klarheit willen vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Handlung und (bloßem) Verhalten, wie sich denken läßt, keineswegs allgemein anerkannt. Es lassen sich auch gute Gründe dafür geltend machen, »Verhalten« als übergeordneten Begriff zu betrachten, der dann bloßes, »blindes« Sich-Verhalten ebenso umfaßt wie Handeln. Gelegentlich begegnet einem auch eine solche Verwendung – weit häufiger jedoch findet man (anscheinend) wahllos wechselnde Verwendung und Uneinheitlichkeit, welche die zugrundeliegenden Probleme eher verschleiern als lösen helfen. Denn an einer Unterscheidung von Handlung und bloßem Verhalten kommt die Motivationspsychologie m. E. in keinem Fall vorbei; jedenfalls dann nicht, wenn sie *umfassend* Auskunft darüber geben können möchte, warum Menschen tun, was immer sie tun. Wenn manches Verhalten Handeln ist, dann läßt sich die Beschäftigung mit nicht direkt empirisch erfaßbarem, sondern »nur« hermeneutisch zu erschließendem »Sinn« eben nicht vermeiden, will man auch dieses adäquat behandeln – und zwar natürlich auch dann nicht, wenn man solche Handlungen einfach weiter »Verhalten« *nennt*.

So ist in dem informativ in das Forschungsfeld der Motivation einführenden Text von Schultheiß und Brunstein (1997) von Handlung (zunächst einmal) gar nicht die Rede. »Motiviertes Verhalten« wird dort charakterisiert als »zielgerichtetes Verhalten, das sich aus einer *Intensitäts-* und einer *Richtungskomponente* zusammensetzt« (S. 297, Hervorhebung im Original). Nach der hier vertretenen Auffassung hätte es als »zielgerichtetes« Verhalten bereits die Schwelle zur Handlung überschritten. Kurz zuvor heißt es zur Charakterisierung der Motivationspsychologie, diese versuche, »das *Warum* und *Wozu* von Verhaltensweisen mit wissenschaftlichen Methoden zu ergründen« (ebd., Hervorhebung im Original). Nur daß Verhalten eben gar kein »Warum« oder »Wozu« kennt (d. h. nicht in einem teleologischen Sinne, wenn auch natürlich in einem kausalen), sondern »einfach so« geschieht. Meine Oberschenkelmuskulatur kontrahiert beim Patellarsehnenreflex nicht, »damit« sie oder meine Sehne oder sonstige Teile meines Körpers keinen Schaden nehmen – sie kann ganz einfach nicht anders, wie das Wasser nicht anders kann, als bergab zu fließen. Meine Oberschenkelmuskulatur »weiß« noch nicht einmal von den (im Ernstfall segensreichen) Wirkungen, die ihre Kontraktion hat, und kann sie schon deshalb nicht zum Ziel haben oder anstreben. Und daß auch ich selbst, als jemand *mit* Zielen, dem Patellar-

sehenreflex kein »Warum« und kein »Wozu« stiften kann (oder je konnte), das zeigt schon allein die Tatsache, daß ich über ihn verfügte (also entsprechendes *Verhalten* zeigte), als ich noch gar nicht wußte, was ein Muskel oder eine Sehne überhaupt ist. Ein »Warum« und ein »Wozu« gibt es eben nur für Handlungen, für einen Handelnden (vgl. auch nochmals den Exkurs über den Begriff der biologischen Funktion). Dies machen auch sämtliche der Beispiele in dem genannten Beitrag – ob nun die einführenden, allgemeinen oder die im ersten Teil gegebenen, der sich mit »push-Motivationen« beschäftigt – deutlich, die von Verhalten reden, aber Handlung meinen. Ich beschränke mich auf das einleitende: »Eine Person, die motiviert ist, hervorragende akademische Leistungen zu erbringen, wird im Studium beispielsweise mehr Zeit mit Lernen verbringen und sich intensiver um ein umfassendes Verständnis des Stoffes bemühen als andere, weniger motivierte Studenten. Das bedeutet aber nicht automatisch, daß diese Person mit gleicher Intensität nach einer guten Beziehung zu einem Lebenspartner strebt oder sich im Umweltschutz engagiert, denn diese Lebensbereiche haben mit ihrer Motivation, gute Studienleistungen zu erreichen, wenig zu tun« (Schultheiß & Brunstein 1997, S. 297). Wer lernt, der verhält sich nicht bloß in irgendeiner Weise (es sei denn vielleicht, er »lerne« eine bedingte Speichelsekretion wie jene berühmten Hunde, die jedoch bereits im Grundstudium Probleme mit dem Pensum bekommen dürften), wer lernt, der handelt – genau wie derjenige, der sich »um etwas bemüht«, der »anstrebt« oder sich »engagiert«. Hier fährt die eigene Sprache den Autoren in die Parade und bildet ganz zutreffend einen intentionalen Aspekt der Alltagspraxis ab, der sich im Handeln findet, der jedoch dem bloßen Verhalten fehlt. (Im weiteren Verlauf des angesprochenen Beitrages von Schultheiß und Brunstein ist dann übrigens doch [auch] von Handlung die Rede – und zwar zunächst vereinzelt und abwechselnd mit »Verhalten« da, wo es um den u. a. auf Lewin zurückgehenden, zweiten Zweig der Motivationspsychologie geht, der Handlungsmotivationen an angestrebte Ziele bindet [z. B. S. 308], sowie dann im Resümee, in dem beide Zweige kontrastierend miteinander verglichen werden [S. 317 ff.]. Passagenweise scheint hier schließlich eine Verwendung auf, die der oben entfalteten Differenzierung entspricht [also Handlung für »pull-motiviertes«, Verhalten für »push-motiviertes« Tun], jedoch finden sich auch hier Gegenbeispiele, in denen »Verhalten« als übergeordneter Begriff auftritt.)

Drittens schließlich kommt in den beiden »Zweigen« der Motivationspsychologie nicht dasselbe (sondern nur schwer Vergleichbares) zur Sprache, wenn jeweils vom Motivbegriff die Rede ist. So ist für »push-Motivationstheoretiker« ein Motiv ein hypothetisches Konstrukt (wenn auch nicht immer frei von jeder Tendenz zur Reifikation), das aus frühen

Lernerfahrungen hervorgeht und »befriedigt« werden kann (vgl. z. B. Schultheiß & Brunstein 1997, S. 298; Rheinberg 1995, S. 62). Es wurde ursprünglich (und wird noch immer) in Analogie zu einem Trieb, einem (z. B. körperlichen) Bedürfnis gedacht. Wer gelernt hat, ein bestimmtes Motiv in spezifischen Situationen durch bestimmtes Verhalten zu »befriedigen«, der tut dies in der Folge auch – selbst dann, wenn er sich über Art und Ausmaß des zugrundeliegenden Motivs gar nicht vollständig im klaren ist; ein Motiv wird hier demnach auch als »Verhaltensdisposition« bezeichnet.⁵⁰ Wer jedoch demgegenüber ein Ziel verfolgt und deshalb handelt, dem muß nicht nur die eigene Absicht klar sein,⁵¹ er muß sich auch passende und je unterschiedliche Handlungen zurechtlegen können, von denen er glaubt, daß sie ihn seinem Ziel näherbringen. Ein Motiv kann in diesem Fall also schon deshalb keine »Verhaltensdisposition« sein, weil vergleichbare Ziele nicht mit vergleichbaren Handlungen verfolgt werden (müssen). In der Tat ist zunächst einmal überhaupt kein »Motiv« im gängigen Sinn des Wortes auszumachen, jedenfalls dann nicht, wenn man für Motiv »Beweggrund« oder »Antrieb« einsetzt, wie es Wahrigs Deutsches Wörterbuch (Wahrig 2000) anbietet. Und möchte man großzügig und umstandslos das Ziel, auf das eine Handlung hinstrebt, auch als ihren »Antrieb«, also ihr Motiv, gelten lassen – ganz so, als sei etwa der »Antrieb« eines Fallschirmspringers die Erde –, dann unterscheiden sich »Ziel« und »Motiv« natürlich nicht mehr voneinander, was einen der beiden Begriffe überflüssig macht. In Folge dieser Diagnose sprechen manche Autoren (z. B. Schultheiß & Brunstein 1997) denn auch nur im Zusammenhang mit »push-Motivationen« überhaupt von Motiven, während bei den »pull-Motivationen« »Ziele« (oder »Absichten«) die entsprechende Stelle vertreten (und also ebenfalls »motivieren«). Begrifflich unbefriedigt könnte manchen jedoch lassen, daß man es dann mit Motivationen zu tun bekommt, die nur teilweise mit Motiven (und sonst eben mit Zielen) zusammenhängen. Eine andere Möglichkeit besteht darin, den Motivbegriff formaltheoretisch (und in Abgrenzung zur Alltagssprache) zu reformulieren, wie das z. B. Heckhausen (1989) tut. Ein Motiv ist hier keine interindividuell differierende, (vom Antrieb

-
- 50 Etwa so, wie das Motiv »Hunger« zum Verhalten »Essen« disponiert (insbesondere für die Fälle, in denen wir uns unverhofft am Kühlschrank wiederfinden; an aufwendiges Kochen, kaum ohne Ziele und Absichten vorstellbar, ist eher nicht gedacht).
- 51 Was natürlich bereits im Wort »Absicht« enthalten ist und vermittelt wird. Eine Absicht ist nicht nur metaphorisch das klar vor Augen stehende, sie trägt sich auch nicht gut mit relativierenden Einschränkungen: eine »unbewußte Absicht« wäre ganz so etwas wie eine »versehentliche Absicht«, also offenkundiger Unsinn. (Und »dunkel« sind uns bestenfalls die Absichten der anderen.)

herkommende) *Verhaltensdisposition*, sondern eine (vom Handeln aus gedachte) *Wertungsdisposition*, also etwas, das als Disposition bereits auf das Bilden von Zielen Einfluß nimmt, die dann im Handeln verfolgt werden. »Die moderne Motivationspsychologie bezeichnet solche, das Individuum charakterisierende Wertungsdispositionen als »Motive«, heißt es da (Heckhausen 1989, S. 2), oder, ausführlicher: »Um die Konsistenz des individuellen Verhaltens zu erklären [...], werden Personen unterschiedliche Ausprägungen einer Reihe von Motiven zugeschrieben. Motive werden dabei als überdauernde Dispositionen aufgefaßt. [Was als Definition bis hierher auch bei »push-Motivationstheoretikern« zustimmungsfähig sein müßte, A. K.] Jedes einzelne Motiv umfaßt eine definierte Inhaltsklasse von Handlungszielen (angestrebten Folgen des eigenen Handelns). Motive werden heute auf solche Inhaltsklassen von Handlungszielen eingegrenzt, die in Form überdauernder und relativ konstanter Wertungsdispositionen vorliegen« (ebd., S. 9). Mit einer solchen Abgrenzung von der ursprünglichen Bedeutung mag das oben angedeutete Problem zwar ebenfalls lösbar sein, aber wohl nur um den Preis permanenter Gefahr des Mißverstehens.⁵²

Wie immer man sich sprachlich also entscheidet – »Motive« nur für »push-Motivationen« und ansonsten »Ziele«, oder aber »Motive« als Wertungsdispositionen sensu Heckhausen für »pull-Motivationen«, als Verhaltensdispositionen für »push-Motivationen« –, ganz wesentlich ist allein, stets im Auge zu behalten, daß beide Zweige der Motivationspsychologie etwas sich deutlich voneinander Unterscheidendes in den Blick nehmen, wenn sie über Motive reden.⁵³ Denn sicherlich läßt sich, auf

52 Daß bei Heckhausen (1989) Motive wiederum allein auf die geschilderte Weise bestimmt werden – und nicht *auch* für »push-Motivationen« –, daß er also etwa physiologische Bedürfnisse explizit ausgrenzt (vgl. zur Begründung ebd., S. 9 f.) sowie Klassen »von Bedürfnissen, einschließlich der Sexualität, die eine komplizierte Zwischenstellung zwischen Bedürfnis und Motiv einnimmt, [...] aus Raumgründen in diesem Buch nicht behandelt« (ebd., S. 10), sei hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

53 Ähnlich wie bei der Unterscheidung von Handlung und Verhalten im obigen Abschnitt sei mir auch hier zumindest ein illustratives Beispiel für das gestattet, was die Folge sein kann, wenn man eben dies nicht im Auge behält: »In der neueren Literatur hat sich der Begriff des *Motivs* zur Bezeichnung von thematisch abgrenzbaren und zugleich sehr allgemeinen Klassen von Verhaltensdispositionen durchgesetzt, so daß wir ihn auch hier verwenden wollen« heißt es etwa bei Schneider und Schmalt (1994, S. 14, Hervorhebung im Original), die damit an eine klassische »push-motivationstheoretische« Begriffsbestimmung anzuschließen scheinen. Sie fahren fort: »Die Einteilung solcher Klassen von Motiven oder Verhaltens- und Wertungsdispositionen muß sich an den letzten, ultimativen Zielen oder Zwecken dieser Dispositionen orientieren« (ebd.). Nicht nur, daß hier plötzlich nicht mehr allein von Verhaltens-, sondern von Verhaltens- und Wertungsdispositionen die Rede ist: Das

einem hinreichend abstrakten Niveau und beides umfassend auch vom »Motiv als überdauerndem Personmerkmal« oder gar als »Personkonstante« reden, wie das Rheinberg gelegentlich (z. B. 1995, S. 69, 71) tut. Allerdings hat man damit in begrifflicher Hinsicht noch nicht allzuviel gewonnen, sind doch auch (biologisches) Geschlecht oder Haarfarbe »Personkonstanten«, ohne daß sie deswegen furchtbar viel miteinander zu tun hätten.

Exkurs Ende

Nach dieser unumgänglichen (gleichwohl provisorischen)⁵⁴ Klärung der begrifflichen Vielfalt innerhalb der Motivationspsychologie läßt sich nun das uns eigentlich interessierende Problem angehen, es lassen sich die Zusammenhänge von Motivation und Gefühl thematisieren.

Es gibt, wie angemerkt, also Gefühle – der bereits erwähnte Wutanfall etwa –, die ohne begleitendes Verhalten, ohne begleitende Handlungen

Insistieren auf Ziele und Zwecke weckt den Verdacht, daß die erste Einordnung der vorliegenden Begriffsbestimmung falsch gewesen sein könnte und diese vielleicht doch eher »pull-motivationstheoretisch« orientiert sei oder zumindest beide Zweige der Motivationspsychologie umfasse. Allerdings setzen die Autoren den letzten Satz fort: »die dann, wenn sie auch bei den uns nächst verwandten Primaten nachgewiesen werden, als Ausdruck einer stammesgeschichtlichen Anpassung verstanden werden. Sie entsprechen den natürlichen Bedürfnissen und stellen Antworten der Evolution auf die Erfordernisse des Überlebens und die Weitergabe des Erbgutes dar« (ebd.). Was bei oberflächlicher Lektüre wie eine umfassende, auf Handlung *und* Verhalten zielende Bestimmung von »Motiv« wirken könnte, entpuppt sich damit als rein »push-motivationstheoretische«, die noch dazu dadurch, daß sie von Wertungsdispositionen und Zielen und Zwecken redet, Allgemeingültigkeit lediglich vorgaukelt – indem sie durch widersprüchliche und verschleiernde Rede den »teleologischen« Zweig der Motivationspsychologie kurzerhand (scheinbar) »eingemeindet«. (Die Rede von evolutionären Zwecken ist nicht nur, wie ausgeführt, unsinnig – die Evolution verfolgt sowenig einen Zweck, wie sie auf irgendetwas antwortet –, diese Zwecke obendrein als letzte, ultimate zu bezeichnen, dekuviert nicht nur einige Mißverständnisse, sondern auch ein ausgesprochen merkwürdiges, wenn nicht besorgniserregendes Bild vom handelnden Menschen und seinen Zielen.)

- 54 Denn beim gegenwärtigen Stand meiner Bemühungen scheint sich der Begriff der Motivation nicht weniger für eine Arbeit wie die vorliegende zu eignen als derjenige der Emotion. Auch hier erscheint es lohnend, den Begriff nicht nur (sozusagen »intern«) wissenschaftsgeschichtlich zu rekonstruieren, sondern ihn auch mit seinen alltagsweltlichen und -sprachlichen Verwendungen und Bedeutungsgehalten zu kontrastieren und anzureichern. Weil das nicht Thema der vorliegenden Arbeit sein kann, mußten meine Hinweise fragmentarisch, das Ergebnis provisorisch bleiben.

schlechterdings nicht vorstellbar sind. Und das heißt nicht nur, daß man einen Wutanfall schlicht und einfach nicht haben kann, ohne bestimmte Bewegungen zu vollführen, sondern daß darüber hinaus auch dann, wenn, wie in der vorliegenden Arbeit, der Aspekt des *Erlebens* von Gefühlen im Vordergrund steht, ihr (je nach Gefühl mal mehr, mal minder) »motivierender« Charakter mit zu berücksichtigen ist. Denn um beim Beispiel des Wutanfalles zu bleiben: Die Bewegungen, die ihn mit ausmachen (bzw. von diesen ausgehende Empfindungen), gehen ein in das Gefühl selbst. Zum Wutanfall gehören nicht nur einige Elemente aus einer Auswahl in Frage kommender Verhaltensweisen – Schreien, Schlagen, Toben und ähnliches mehr – sondern natürlich untrennbar damit verbunden auch die Wahrnehmung des entsprechenden Verhaltens, der entsprechenden Handlungen bei sich selbst, eine Wahrnehmung, die, wo sie Empfindung ist, auf eben (Kapitel 1.2.1) erläuterte Weise zum Gefühl werden kann und (nicht nur) so in den Wutanfall eingeht und ein Teil von ihm wird. Im Wutanfall vermählt sich, könnte man im Versuch einer metaphorischen Erläuterung sagen, eine (stille, kalte) Wut mit der Empfindung der prickelnden Fußsohle, mit der ich eben auf den Boden stampfte, und meinem Schnauben, meiner Atemnot, in die mich mein Schreien führte, und anderem mehr. Vom Verhalten, von den Handlungen – ich spreche zukünftig und beides umfassend, also noch nicht zwischen »push-« und »pull-motivierten« Aktionen unterscheidend, vom Tun –, vom Tun also, das von (manchen) Gefühlen »motiviert« wird, kann demnach nicht abgesehen werden – zum ersten, weil zumindest einige Gefühle ohne ihnen entsprechendes Tun gar nicht vorstellbar sind, zum zweiten aber selbst dann nicht, wenn vor allem das Erleben des Gefühls interessiert, weil mit diesem Tun Empfindungen einhergehen, die für das in Rede stehende Erleben einen weiteren, integralen Baustein bilden. Vor allem der erste der genannten Gründe dürfte mitverantwortlich dafür sein, daß der motivierende Charakter des Gefühls in einer Reihe von Emotionstheorien sogar für ein konstitutives Merkmal desselben gehalten wird (ich komme im Kapitel 1.3 darauf zurück).

Ein weiterer, wichtiger Grund für diese »Einebnung« von Unterschieden zwischen Emotion und Motivation (die mitunter bis nahe an eine Identifikation reicht, als seien Gefühle vor allem erst einmal Motivationen, die sich überdies in spezifischer Weise »anfühlen«, eine Art »getönter Antrieb«) könnte im generellen Aufschwung der Motivationsforschung (vor allem in den sechziger und siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts) liegen, die sich in der Folge an einer Reihe von Gegenständen versuchte – darunter eben auch solche, für die (und an denen) sie gar nicht

entwickelt worden ist.⁵⁵ Die Tatsache, daß es spätestens seit dem Aufschwung der Motivationsforschung auch im deutschen Sprachraum üblich geworden ist, von »*Emotion*« (statt etwa von Gefühl) zu sprechen, läßt sich im übrigen ebenfalls als ein Hinweis darauf lesen, daß sich der Fokus von dem Erlebensaspekt des *Gefühls* auf den motivierenden Charakter (der *Emotion*) verlagerte. Darin ein spätes Erbe des Behaviorismus zu wittern, ginge sicher zu weit – ebenso sicher ist jedoch, daß aufgrund der postulierten »Außenwirkung« einer Motivation – nämlich eben einem Tun – diese empirisch greifbarer zu sein vorgibt als ein »Gefühl«, also eine bloße Befindlichkeit. (Im weiteren ist die erwähnte Tatsache natürlich auch ein Hinweis auf den großen Einfluß englisch- bzw. amerikanischsprachiger Ansätze in der *Emotionsforschung*. Allerdings gäbe es ja auch im Englischen Alternativen zur »emotion« – etwa »feeling« oder gar »mood«.)

Aber ist ein Gefühl denn überhaupt in jedem Falle ein Etwas, das (auch) motiviert? Und selbst wenn, wäre das schon Grund genug, Motivation und Gefühl heillos ineinander zu rühren?

Die erste Frage ist schnell beantwortet: So sicher es Gefühle gibt, die wir nicht erleben können, ohne daß begleitende Handlungen oder Verhaltensweisen (sowie dann mit diesen einhergehende Empfindungen) auftreten, so unplausibel ist die Verallgemeinerung, daß dies für sämtliche Gefühle zutreffe. So wenig wir einen Wutanfall haben können, der dem Gegenüber (oder gar den Nachbarn) verborgen bleibt, so sicher können wir eine Freude (oder einen Ärger) empfinden, die sich selbst den Nächsten nicht enthüllt (gerade dann nicht, wenn wir es nicht wollen) – weil sie keinerlei Tun zur Folge haben *muß*. Gefühle *können* »motivieren« – aber nicht alle tun es. (Dies genüge für den Moment; ich komme in den Kapiteln 1.3 und 1.4 darauf zurück.)

Auch für Motivationen gilt ja schließlich, daß nicht jede zu einem entsprechenden Tun führen muß: Wir können durchaus motiviert (und

55 Solche »Übergriffe« sind in der Wissenschaftsgeschichte ja häufiger zu beobachten und im Erfolgsfalle, also bei Erkenntnisgewinn, auch durchaus legitim – man denke nur an so prominente Exempel wie die Evolutionstheorie, an Kybernetik, Informatik und vieles andere mehr. Eine Schwierigkeit besteht jedoch darin, daß sich das spätere Urteil darüber, ob eine solche zunächst mal unberechtigte (bzw. besser: unbegründete) Übertragung erfolgreich war, also neue Erkenntnisse erbrachte, in der Regel nicht unabhängig von den übertragenen Theoremen – also gerade auch ihrer *vorgängigen* Annahme oder Ablehnung – treffen läßt. Ob sich ein Denkmuster in einem »neuen«, »fremden« Gegenstandsbereich bewährt, stellt sich nicht selten eben demjenigen, der es kritisch und skeptisch – auf der Grundlage vermuteter Ungeeignetheit – prüft, zwangsläufig anders dar als demjenigen, der es *a priori* (und ergo auch im »neuen« Kontext) für zutreffend hält. (Letzteres illustriert vielleicht die Evolutionstheorie und ihre lange Fährte bis in die gegenwärtige Soziobiologie hinein am buntesten.)

ausreichend trainiert) sein, einen Marathon zu laufen, aber wegen einer Muskelzerrung darauf verzichten müssen. (Man kann Dinge grundsätzlich auch dann tun *wollen*, wenn man nicht in der Lage ist, sie zu tun. Mitunter bekanntlich gerade dann.)

Kehren wir damit zum Gefühl und seinem Zusammenhang mit der Motivation bzw. dem Tun zurück. Wir haben also einerseits Handlungen, andererseits Verhalten, und wir haben den Begriff der Motivation, der im Zusammenhang mit Handlungen einen gänzlich anderen Sinn entfaltet als im Zusammenhang mit bloßem Verhalten. Sowohl Verhalten als auch Handlungen (wie auch die mit ihnen jeweils verbundenen Empfindungen) können nun *Bestandteile* von Gefühlen sein. Denken wir etwa an den spontanen, unwillkürlichen mimischen Ausdruck von Freude, Ärger oder Überraschung, dann haben wir es mit Verhalten zu tun (mit dem im Zusammenhang wir lediglich nach einer »push-Motivation« oder zugrundeliegenden Motiven fragen können) – schon dann, wenn wir jedoch unseren Ärger nicht zeigen *wollen* (aus welchen Gründen auch immer) und daher intentional modifizierend in unseren mimischen Ausdruck quasi eingreifen, liegt eine Handlung vor; eine Handlung, in deren Umfeld nun auch die Frage nach einer »pull-Motivation« (oder gar nach zugrundeliegenden Zielen oder Absichten) sinnvoll sein kann und jedenfalls möglich ist.⁵⁶

Auf diese Weise (und unter der zusätzlichen Einschränkung, daß nicht jede Motivation zu einem Tun führt) läßt sich also ein Zusammenhang zwischen Gefühl und Motivation skizzieren: Das Gefühl – oder zumindest manches Gefühl – (im engeren Sinne, also fokussiert auf den Erlebensaspekt) *geht einher* mit Verhaltensweisen *und* Handlungen (von denen ausgehende Empfindungen wiederum ins [erlebte] Gefühl eingehen). Im Falle der Handlungen läßt sich das Konstrukt »pull-Motivation« (und mit ihm die zugehörigen der Motive als Wertungsdispositionen oder aber Ziele, der intentionalistischen Handlungserklärung usw.) bemühen und auf seinen erklärenden Ertrag hin befragen. Im Falle des Verhaltens wiederum läßt sich das Konstrukt »push-Motivation« (und mit ihm die zugehörigen der Motive als Verhaltensdispositionen, der kausalen oder dispositionellen Verhaltensklärung usw.) heranziehen.

56 Völlig konform mit dieser Unterscheidung von Handlung und Verhalten ist im einleitenden Beispiel des Wutanfalls mal von Handlung, mal von Verhalten die Rede, weil *beides* ein Gefühl begleiten kann. Daneben soll gerne eingeräumt werden, daß die Bezeichnung *Wutanfall* kein »reines« Gefühl (wenn es dergleichen geben sollte) bezeichnet, sondern den Hinweis auf derartige »motorische Aspekte« (Verhalten, Handeln) mit sich führt – ganz ähnlich, wie eben »Trauer« (im Gegensatz zu »traurig sein«) einen bestimmten Verlauf, eine zeitliche Gestalt impliziert.

In jedem Fall ist dies der Zusammenhang von Gefühl und Motivation: ein vermittelter, indirekter, indem beide Einfluß auf das Tun haben, nicht aber direkt aufeinander. Dies hat auch zur Folge, daß wir, wann immer die Rede vom »motivierenden« Charakter der Emotion (des Gefühls) ist, diese Rede lediglich metaphorisch verstehen dürfen. *So wie* die Motivation verhaltens- und handlungsauslösend, -treibend und -steuernd wirkt, *so* können dies auch (manche) Gefühle tun – *ohne* dabei jedoch Motivationen *zu sein*. Denn Unterschiede bestehen mannigfach, etwa darin, daß die aktuellen, situationsspezifischen Motivationen notwendig auf zugrundeliegende, zeitlich relativ stabile Motive (als Verhaltens- oder aber als Wertungsdispositionen) verweisen, dieser Motive im Prozeß ihrer Entstehung ebenso notwendig bedürfen, wie sie dann umgekehrt in gewisser Weise ihre Aktualisierung darstellen; Motive, für die wir jedoch im Falle der Gefühle (bzw. der Gefühlsentstehung) Analoga weder zur Verfügung haben noch benötigen. Keine Motivation ohne Motiv also, wohl aber Gefühle ohne ein Äquivalent... (Auch dort, wo »gefühlsverwandt« so gesprochen wird, als sei von Persönlichkeitsmerkmalen [also ebenfalls Dispositionen!]) die Rede – wie in Kapitel 1.2.3 entfaltet – ist nichts behandelt, was in einer Theorie der Emotionen die Stelle vertreten könnte, die die Motive in der Motivationspsychologie innehaben. Dies ist allein schon deshalb so, weil solche »Persönlichkeitsmerkmale« konzeptionell eben nicht *Voraussetzung* für entsprechende Gefühle sind, weil also auch der Melancholiker sich freuen kann.)

Dies wäre also die Antwort auf die zweite Frage: Es gibt gute Gründe, Motivationen und Gefühle *nicht* vorschnell einander anzunähern und anzugleichen; und es schadet nicht, auf die diffizile und vermittelte (und keineswegs triviale) Weise aufmerksam zu machen, in der sie sich konzeptionell berühren. Motivationen sind eben nicht das einzige Konzept zur Beschreibung von Verhaltensursachen oder Handlungsgründen, und Gefühle sicher nicht das einzige Konzept, das ihnen ergänzend an die Seite gestellt werden kann.

Neben diesem, wenn man so will, begrifflich-theoretischen Zusammenhang von Gefühl und Motivation läßt sich – zumindest für den Teil der Motivationspsychologie, der sich mit »push-Motivationen« beschäftigt und daher auch mit Motiven im engeren Sinne – ein zweiter, ganz anders gearteter Zusammenhang aufzeigen, den man als genetischen bezeichnen könnte, weil er in der Entwicklung und Ausprägung der Motive postuliert wird. Motivation wird in der Motivpsychologie (wie ich den angesprochenen Zweig der Motivationspsychologie im folgenden der Eindeutigkeit halber nenne) bekanntlich als situationsspezifische Verhaltensbereitschaft aufgefaßt, die aus dem Zusammen- und Aufeinanderwirken verschiedener Faktoren resultiert: der individuellen Wahrnehmung und Bewertung einer

Situation und ihrer Verhaltensmöglichkeiten, den Kompetenzen und Fähigkeiten des Akteurs, seinen Erfahrungen und dem Zeitpunkt der letzten »Befriedigung« eines seiner »Motive« – für letztere kurz also, seiner Geschichte⁵⁷ – sowie, nicht zuletzt, überhaupt dem Vorhandensein, der Art und Ausprägung seiner Motive. Letztere, von denen eine eher kleine Anzahl recht grundlegender postuliert wird, aus der wiederum bislang vor allem Leistungs-, Macht-, Affiliations- und Liebesmotiv die Aufmerksamkeit der Forschenden erregten, sollen sich bereits sehr früh im Leben entwickeln und dann weitgehend unverändert (und recht veränderungsresistent), aber gleichwohl in hohem Maße verhaltenswirksam überdauern (indem und wo immer sie zur konkreten Motivation beitragen), so daß es also möglich ist, von Menschen mit einem »starken Machtmotiv« oder einem »niedrigen Affiliationsmotiv« zu sprechen, gerade so, wie man über ein Persönlichkeitsmerkmal spricht. Für die Entstehung dieser Motive hält die Motivpsychologie frühe, im vorsprachlichen Alter erworbene kindliche Erfahrungen für entscheidend. Diese Erfahrungen werden für jedes Motiv in einem bestimmten »thematischen Feld« gemacht – für das Leistungsmotiv bspw. vor allem in der Sauberkeitserziehung (Schultheiß & Brunstein 1997, S. 304) bzw. Erziehung zur Selbständigkeit (vgl. Oerter 1995, S. 787) –; und sie sind, was für uns entscheidend ist, von Anfang an in hohem Maße mit bestimmten Gefühlen gleichsam »imprägniert« – beim Leistungsmotiv etwa mit der Freude über die (belohnende) mütterliche Zuwendung, die der erfolgreichen Meisterung der Anforderungen folgt.⁵⁸ Das ursprüngliche Gefühl bleibt auf diese Weise dauerhaft mit den Motiven verbunden (oder: in ihnen verborgen) – aus »genetischen Gründen« und in ähnlicher Weise, wie dies etwa Ciompi (1998; vgl. auch Kapitel 1.2.5, S. 103 ff.) für die kognitiven Schemata (sensu Piaget) zu zeigen versuchte. Da sich nun jedes Motiv in den unterschiedlichsten Lebenssituationen »befriedigen« läßt, also zu unterschiedlichsten Motivationen führen kann – ab-

57 Es sei hier nicht diskutiert, daß natürlich bereits über einen Begriff wie den der Geschichte – aber auch schon durch »Fähigkeiten« oder »Erfahrungen« – eine sinnimprägnierte und »verhaltenssprengende« Dimension angesprochen ist, die die Motivpsychologie strenggenommen zu vermeiden hat. Es ist nicht einfach, das, was sie unter Rückgriff auf ihr begriffliches Werkzeug als (bloßes) Verhalten erklären will, auch wirklich als (bloßes) Verhalten zu betrachten bzw. zu präsentieren.

58 Damit sollte der in der Motivforschung postulierte und hier nur angedeutete Zusammenhang auch in quantitativer Hinsicht deutlich sein: Das frühe Stellen hoher Anforderungen etwa in der Sauberkeitserziehung – oder auch auf anderen Feldern, auf denen so früh überhaupt Anforderungen zu stellen möglich ist – hat, verbunden mit konsequenter »Belohnung« im idealtypischen, ungestörten Falle eine hohe Ausprägung des Leistungsmotivs zur Folge. Für eine knappe Skizze der entsprechenden Postulate hinsichtlich der anderen genannten Motive vgl. Schultheiß und Brunstein (1997, S. 305).

hängig u. a. von Erfahrungen und Handlungskompetenzen –, gehen Schultheiß und Brunstein sogar so weit, das auf die skizzierte Weise ins Motiv »eingelassene« Gefühl für seinen eigentlichen, unverwechselbaren Kern zu halten. Dort erblicken sie »den gemeinsamen Nenner des Motivs, nämlich die charakteristische Emotion« (ebd., S. 307). Es sind letztlich solche emotional positiv gefärbten Erfahrungen (oder in anderen Fällen, also bei anderen Motiven, die Vermeidung von negativ gefärbten), die der hoch Leistungsmotivierte in seinen Handlungen zu wiederholen sucht – wovon er freilich, auch deshalb, weil die Entwicklung der Motive in die frühe, vorsprachliche Entwicklung fällt, kein bewußtes Zeugnis ablegen kann.

An diesem knapp skizzierten »Grundriß« der Motivpsychologie läßt sich natürlich in mancherlei Hinsicht Kritik üben, die hier nicht systematisch entfaltet werden soll. Lediglich ein zentraler Punkt sei angeführt: Es erscheint zunächst elegant und trickreich, die unvermeidlich mit Gefühlen getränkte – und wesentlich auf diese Gefühle angewiesene – Genese der Motive in einer frühen Lebensphase zu verorten. Damit werden zentrale Prämissen der Motivpsychologie plausibilisiert, etwa daß die eigenen Motive in ihrer Ausprägung sprachlich schwer einholbar oder gar dem Bewußtsein verschlossen (und daher lediglich mit projektiven Verfahren zu erfassen) sind, ebenso ihre relative biographische Stabilität. (Plausibilisiert wird dies durch einen Rekurs auf die Psychoanalyse, der häufig recht implizit bleibt. Jedoch war es eben gerade die Psychoanalyse, die genau das vorliegende Denkmuster populär gemacht hat: die lebenslange und dabei unbewußt bleibende Wirksamkeit frühkindlicher Erfahrungen, die sich bspw. in irgendeiner Form von Reinszenierung ausdrückt. Eher sprachlich als inhaltlich ginge man über die Motivpsychologie hinaus, wenn man formulierte, daß in jeder Leistungssituation für den Leistungsmotivierten eine Übertragung wirksam wird. Damit erweist sich, wie ganz offenkundig wird, die um ein restriktiv-empirisches Vorgehen so sehr bemühte »Motivpsychologie« in ihren theoretischen Grundlagen in einem Ausmaß von der Psychoanalyse beeinflusst, welches noch weit über das durch ihren Rückgriff auf projektive TAT-Verfahren zur Motiverfassung angezeigte hinausgeht.)

Allerdings belastet die angenommene frühkindliche Genese der Motive den skizzierten Erklärungszusammenhang auch mit einer nicht unerheblichen Hypothek: Wenn jedes der postulierten (rund 20, vgl. Schultheiß & Brunstein 1997, S. 299) Motive mit einem charakteristischen, angenehmen Gefühl (oder der Vermeidung eines unangenehmen Gefühls) wesentlich zusammenhängt, dann müssen wir auch in ausreichender Zahl basale, so frühe Gefühle postulieren (nämlich so viele wie Motive, für jedes Motiv ein angenehmes *oder* unangenehmes, zu vermeidendes). Dafür spricht allerdings recht wenig. Aus zweierlei Kontexten lassen sich Argumente *gegen*

eine so hohe Zahl »fundamentaler« Gefühle anführen: zum einen sozusagen deskriptiv, aber auf einer Metaebene, nämlich mit Blick auf unterschiedliche Emotionstheorien (und ohne jeweils in die inhaltlich-theoretische Diskussion einzutreten), zum anderen theoretisch und im Rückgriff auf die bereits entwickelte Begrifflichkeit.

Zunächst zum ersten Argument: Wenn Emotionstheorien überhaupt mit der Vorstellung fundamentaler »Basis-Gefühle« arbeiten, dann schwankt ihre Zahl zwischen drei und etwa sieben, überschreitet jedenfalls nie die zehn. Unumstrittene Kandidaten stellen eigentlich nur die Angst, Wut bzw. Ärger und die Freude dar.

Wir können – für die Entfaltung des zweiten Arguments – auch mit Hilfe der bislang entwickelten Terminologie daran erinnern: Ein nicht gerade geringer Teil der Gefühle *bedarf* der Kognitionen (siehe auch Kapitel 1.1.4 und 1.2.5) und der symbolverarbeitenden Akte. Nur simple, einfache Gefühle sind (weitgehend) ohne symbolverarbeitende Kognitionen denkbar, komplexere konstituieren sich erst im Umgang mit Wissen und Bedeutung. Während wir uns also die Freude über mütterliche (oder väterliche) Zuwendung mit Leichtigkeit als ein fundamentales, auch vorsprachliches Gefühl vorstellen können, haben wir bereits mit dem Stolz auf die eigene Leistung, der (wie man sich denken kann) ebenfalls im Zusammenhang mit der Leistungsmotivation genannt wird (etwa Schultheiß & Brunstein 1997, S. 300), unsere Schwierigkeiten. Der Stolz benötigt zumindest ein Wissen oder Bewußtsein um das Selbst als Handelnden – jene Trennung von Selbst und Welt, die eine der ersten Aufgaben des heranwachsenden Menschen darstellt, muß daher bereits in Angriff genommen und ein Stück weit fortgeschritten sein.⁵⁹ Der Stolz benötigt weiter (eigene oder

59 Z. B. so, wie Freud (1930, S. 424 f.) sich den entsprechenden Vorgang vorstellt: »Dieses Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt. [...] Der Säugling sondert noch nicht sein Ich von einer Außenwelt als Quelle der auf ihn einströmenden Empfindungen. Er lernt es allmählich auf verschiedene Anregungen hin. Es muß ihm den stärksten Eindruck machen, daß manche der Erregungsquellen, in denen er später seine Körperorgane erkennen wird, ihm jederzeit Empfindungen zusenden können, während andere sich ihm zeitweise entziehen – darunter das Begehrteste: die Mutterbrust – und erst durch ein Hilfe heischendes Schreien herbeigeht werden. Damit stellt sich dem Ich zuerst ein ›Objekt‹ entgegen [...]. Einen weiteren Antrieb [...] zur Anerkennung eines ›Draußen‹, einer Außenwelt, geben die häufigen, vielfältigen, unvermeidlichen Schmerz- und Unlustempfindungen [...]. Es entsteht die Tendenz, alles was Quelle solcher Unlust werden kann, vom Ich abzusondern, es nach außen zu werfen, ein reines Lust-Ich zu bilden, dem ein fremdes, drohendes Draußen gegenübersteht. Die Grenzen dieses primitiven Lust-Ichs können der Berichtigung durch Erfahrung nicht

fremde) Gütemaßstäbe sowie die Fähigkeit, die eigenen Leistungen ins Verhältnis zu diesen Maßstäben zu setzen – Voraussetzungen und Operationen, die kaum vorsprachlich (bzw. ohne irgendein Symbolsystem wie die Sprache) unterstellbar scheinen. (Weshalb Kinder auch nicht so bald, nämlich erst ab etwa 3½ Jahren, Stolz über selbst herbeigeführte Effekte zeigen [vgl. Oerter 1995, S. 786 ff., bes. 788; vgl. auch Harris 1992, S. 87 ff.].) Zugegebenermaßen läßt sich entgegenen, daß sich die (frühkindliche) Freude über die belohnende elterliche Zuwendung im Falle der Leistungsmotivation zum Stolz über die Leistung *wandelt* – für die *Genese* des Leistungsmotivs muß dennoch weiter auf die Freude rekurriert werden; bestehen bleibt also das Problem, ausreichend »basale«, so frühe Gefühle zu benennen, die der Genese der Motive dienen können.

Ein weiteres, grundsätzliches Argument, das vorsprachliche Gefühle generell betrifft, sei hier angeführt, wenn auch nicht direkt gegen die Motivpsychologie in Stellung gebracht. Wie erinnerlich (Kapitel 1.1.1) lassen sich mehrere Zugänge zum Gefühl prinzipiell unterscheiden, wobei derjenige zum Gefühl *der anderen* an die Kommunikation, an irgendeine Form des Ausdrucks gebunden ist. Bei Kindern im vorsprachlichen Entwicklungsstadium entfällt der sprachliche Ausdruck, so daß mimischer, stimmlicher (nicht sprachlicher) und, soweit vorhanden, gestischer Ausdruck den einzigen Zugang zu ihren Gefühlen darstellen. Denken wir darüber hinaus noch an die andere Möglichkeit eines Zugangs (und sehen von der dritten erörterten Methode, Aussagen über Gefühle zu treffen, der spekulativen nämlich, ab, weil diese überhaupt keinen Zugang nötig hat) – nämlich den Zugang zu den eigenen Gefühlen, der im erläuterten Sinne introspektiv (vgl. S. 21, Fußnote 3) und im Regelfall auch retrospektiv ist – wird deutlich, wie (vergleichsweise) prekär die Lage hinsichtlich der Gefühle in der vorsprachlichen Entwicklung ist: Wir können unsere Gefühle so früh nicht nur niemandem mitteilen, wir haben später darüber hinaus auch nur in sehr begrenztem Umfang (wenn überhaupt) Erinnerungen an sie, die wir vorsprachlichen könnten. (Dies hängt natürlich u. a. auch mit der Rolle zusammen, die die Sprache bei der Bildung von Erinnerung spielt.) Der einzige Weg zu den »vorsprachlichen Gefühlen« führt über ihren nichtsprachlichen Ausdruck – wir müssen also unterstellen, daß ein Kind, welches einen fröhlichen Gesichtsausdruck zeigt (und das meinethalben glucksend), sich auch fröhlich fühlt. Wir können weder sofort rückfragen, noch kann es Jahre später von sich aus einen eventuellen Irrtum korrigieren.

entgehen. [...] Auf solche Art löst sich also das Ich von der Außenwelt. Richtiger gesagt: Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab«.

Daß diese »Unterstellung« keineswegs so naheliegt oder so unproblematisch ist, wie es manchem vielleicht zunächst scheinen mag, läßt sich mit Hilfe einer Analogie aus den Befunden zur Sprachentwicklung weiter verdeutlichen. Die sprachliche Entwicklung beginnt ja nicht mit dem Äußern der ersten Wörter im Alter von etwa einem Jahr, sondern bereits vorher mit der sogenannten vorsprachlichen oder lautlichen Entwicklung, d. h. mit dem Erzeugen der ersten Laute durch den Neugeborenen (und der hierfür bedeutsamen Wahrnehmung von Lauten noch vor der Geburt). Ein Grund hierfür ist natürlich, daß der muskulär außerordentlich komplexe Vorgang des Sprechens – bei dem mehr als hundert Muskeln beteiligt sind und koordiniert werden müssen – bereits vor dem eigentlichen Spracherwerb (i. e. S.) geübt werden muß. Das verblüffende Faktum, daß der Erwerb der Laute zunächst für alle Neugeborenen gleich verläuft, während er sich erst dann – wenn auch noch vor den ersten Wörtern – im Lautrepertoire bereits der später als Muttersprache zu erwerbenden Sprache anpaßt, zeigt die Wichtigkeit, die blind ablaufende »biologische Reifungsprogramme« in diesem frühen Stadium des Spracherwerbs haben. Das Lallen und Plappern und noch die Phase der ersten Wörter sind weniger Ausdruck intellektueller Prozesse – wie das Sprechen später in der Regel –, sondern ein »vorintellektuelles« Stadium der Sprache (vgl. Wygotski 1974, S. 74 ff.). Nach Wygotski ist die Kindersprache in diesem Alter vor allem eine emotionale Verhaltensform und ein Mittel des sozialen Kontaktes – und damit durchaus der »Sprache« z. B. von Primaten vergleichbar. Frühestens ab etwa 18 Monaten fallen die Entwicklungslinien von Denken und Sprechen zusammen und leiten eine neue, für den Menschen charakteristische Entwicklung ein.

Wenn also das frühe Sprechen sich entwickelt, ohne bereits Ausdruck intellektueller Prozesse zu sein, und wenn das Lallen und Plappern auftritt, mehr oder minder sprachunabhängig und, pointiert gesagt, zur Übung der Muskulatur – warum läßt sich dann der frühe Gefühlsausdruck nicht in ähnlicher Weise auffassen? Könnte nicht etwa das frühe Lächeln eben gerade *kein* Hinweis auf frühe emotionale Zustände sein – sondern ein nichts bedeutender, in biologischer Reifung blind ablaufender und muskulär sich vervollkommnender Akt, der zum Ausdruck eines später dann auftretenden inneren Zustandes *erst wird*? (Wer einmal von einem Kind von wenigen Wochen angelächelt wurde und tags darauf von einem solchen von 8 Monaten – und den frappierenden Unterschied wahrnahm –, der wird eine solche These zumindest wohlwollend prüfen. Die Entwicklungspsychologie spricht hier von einem frühen, sozusagen »reflektorischen« und einem späteren, »sozialen« Lächeln ab einem Alter von etwa acht Wochen. Diese These ernstzunehmen hätte jedoch zur Folge, manche Vorstellungen über die frühe Entwicklung der Gefühle zu revidieren.)

Von Interesse ist das Argument auch deswegen, weil die Lage bei höheren Säugetieren⁶⁰ prinzipiell vergleichbar erscheint: Auch diesen – insoweit sie »Gefühlsausdruck« zeigen – können wir Gefühle dann schlecht absprechen, wenn wir sie bei kleinen Kindern annehmen. Denn auch bei kleinen Kindern haben wir nicht mehr Anlaß, sie zu unterstellen; es sei denn, man nähme zu dem Argument Zuflucht, sie bei kleinen Kindern *deshalb* anzunehmen, weil aus ihnen ältere Kinder und schließlich Erwachsene werden, die sprachlich dann von aktuellen Gefühlen berichten können, für welche in der vorsprachlichen Zeit *daher* Vorläufer und erste Entwicklungsstufen angenommen werden könnten – während Tiere von ihren Gefühlen (wenn sie denn welche haben) bekanntlich auch erwachsen nicht sprechen, also auch dann Gefühle lediglich unterstellt werden können, weshalb sie vielleicht gar nicht existierten, was dann auch keine Vor- und Entwicklungsstufen notwendig mache. Ein Argument für die Existenz vorsprachlicher Gefühle allein bei Menschen, das ich für recht schwach halte. Weniger leicht auszuräumen dürfte wohl das zuvor skizzierte Argument sein, das vorsprachliche Gefühle insgesamt »belastet«. Dennoch soll hier an ihrer Existenz festgehalten werden – zugegebenermaßen weniger aus unabwiesbaren Gründen als einer starken Intuition wegen: Es dürfte fruchtbarer sein, die erwähnte Unterstellung zu wagen.⁶¹

Wie dem auch sei: In der (seitens der Motivpsychologie postulierten) Genese der Motive liegt ein zweiter Berührungspunkt von Gefühl und Motiv (und in der Folge natürlich auch Motivation), auf den ich hier aufmerksam machen wollte. Für unsere Zwecke noch bedeutender ist jedoch der eingangs skizzierte, da er sich direkt auf Verhalten und Handlungen bezieht, die – wie man so sagt – durch ein Gefühl »motiviert« werden, da er also auch an die verbreitete Redeweise vom »motivierenden Charakter« der Gefühle (oder zumindest mancher Gefühle) anschließt. Die angestellten Überlegungen haben, wie ich hoffe, deutlich gemacht, daß Motivation und

60 Und, radikalisiert, durchaus auch bei niederen Tieren, sogar Insekten (vgl. die Ausführungen zu Darwin, Kapitel 2.1, über »eifersüchtige Insekten« etwa S. 163). Was uns an Darwins Ausführungen über Insekten jedoch merkwürdig erscheint, setzen wir bei den eigenen Haustieren recht beherzt voraus.

61 Davon abgesehen spricht zweifellos eine ganze Menge dafür, daß eben jene Unterstellung bei sehr jungen Kindern sogar konstitutiv für die Gefühlsentwicklung sein könnte, daß es also notwendig sein könnte, sehr kleine Kinder jedenfalls zu behandeln, *als hätten* sie Gefühle, damit eine Entwicklung der Gefühle überhaupt erst möglich wird (ähnlich wie die »Unterstellung« des Sprachverstehens für den Spracherwerb). Nur ist dies natürlich kein Argument dafür, daß wir diese Unterstellung *zutreffenderweise* vornehmen, sondern lediglich (ein ausgesprochen starkes) dafür, daß wir sie vornehmen *sollten*.

Gefühl keinerlei direkten Berührungspunkt haben,⁶² sondern lediglich über das »Zwischenglied« des Verhaltens bzw. der Handlung miteinander verbunden sind – und daß wir daher aus theoretisch-begrifflichen Gründen lediglich metaphorisch vom »motivierenden Charakter« des Gefühls reden sollten, weil dieses auch dann, wenn es Verhalten oder Handlungen auslöst, antreibt und steuert, konzeptionell *nicht* zur Motivation wird (und auch nicht in deren Nähe rückt). Gerade dies letztere ist ein Punkt, den wir in den Kapiteln 1.3 und 2 im Auge zu behalten haben werden.

1.2.5 Das Gefühl und die Kognition

In welcher Weise läßt es sich verstehen, wenn jemand »das Gefühl hat«, es werde am Abend regnen – einmal vorausgesetzt, wir tun eine solche Redensweise nicht von vorneherein als verfehlt ab. Erwarten würde man, daß jemand »denke«, »glaube« oder vielleicht auch »die Ahnung habe«, daß es am Abend regne. Wenn sich in einer Reihe von Formulierungen »das Gefühl haben« äquivalent zu (der noch unbestimmten Vokabel) »Denken« gebrauchen läßt, dann stellt sich die Frage nach der Abgrenzung von Fühlen und Denken, von Gefühl und (um nun den durch Latinisierung veredelten Fachterminus ins Spiel zu bringen, an den ein Psychologe beim Denken wohl als erstes denkt) Kognition. Was macht Gefühl und Kognition einander so ähnlich, was verbindet sie so, warum hängen sie so eng zusammen, daß in manchen Formulierungen das eine die Stelle des anderen vertritt? Denn auch die umgekehrten Fälle lassen sich leicht auffinden, diejenigen Fälle, in denen von einem Denken (o. ä.) die Rede ist, wo eigentlich (vor allem) ein Fühlen gemeint ist. »Ich denke, ich habe mich verliebt« wäre ein Kandidat, oder auch »Ich glaube nicht, daß ich ihn mag«. Wer spitzfindig erwidern möchte, daß in der Formulierung »Ich denke, ich habe mich verliebt« von *zwei* Entitäten die Rede ist, nämlich erstens von einem Gefühl und zweitens von der (u. U. plötzlichen und überraschenden) Wahrnehmung und der Erkenntnis dieses Gefühls, der sieht sich nicht nur dem Problem von unabhängig von ihrer Kenntnis existierenden und also (vor dem Wahrnehmen) »ungefühlten Gefühlen« (vgl. auch S. 53, Fußnote 32) gegenüber, er müßte auch zunächst einen möglichen Unterschied klarlegen und stark machen zwischen zwei Fällen,

62 Dies übrigens auch – der Klarheit willen – in der Genese nicht, wo das Gefühl eine Rolle spielt bei der Entwicklung des *Motivs*, in welches es dann gleichsam »eingelassen« wird; nicht in der Entwicklung der *Motivation*. Vermutlich muß für die Genese der Motive (i. e. S.) zunächst »unmotiviertes Tun« angenommen werden, da eine Motivation erst dann »ins Spiel gebracht« werden kann, wenn ein Motiv vorhanden ist.

die gar nicht so einfach zu unterscheiden sein dürften: nämlich erstens ein Gefühl wahrzunehmen (oder zu erkennen) und zweitens ein Gefühl zu fühlen. Vielleicht ist es doch ökonomischer, ein Gefühl nicht ungefühl zu postulieren und es erst mit seiner Wahrnehmung beginnen zu lassen sowie dann folglich obige Formulierungen als Beispiele dafür zu lesen, daß auch über Gefühle gelegentlich gesprochen wird, *als seien* sie Gedanken.

Und wie läßt sich das in gewisser Weise Ähnliche oder miteinander Verbundene – Fühlen und Denken – dennoch voneinander unterscheiden? Diese Fragen markieren ein Problem, das im vorliegenden Unterkapitel aufgenommen und weiter verfolgt werden soll. Ähnlich wie im vorangegangenen Kapitel 1.2.4 für die Motivation läßt sich jedoch obendrein eine andere Frage aufwerfen, deren Bearbeitung einen womöglich noch größeren Gewinn für unser Unternehmen verspricht. Welche Rolle spielen Kognitionen für Gefühle?⁶³ In welcher Weise sind sie notwendig oder gehen ein in das, was dann insgesamt auf mehr oder minder unproblematische Weise als Gefühl bezeichnet wird? Diese Frage soll im folgenden zunächst behandelt werden.

Doch noch ehe mit der Bearbeitung wie skizziert begonnen werden kann, erscheinen einige Bemerkungen zum Begriff der Kognition in der Psychologie notwendig.

Exkurs über drei Begriffe der Kognition in der Psychologie

Denn vom Begriff der Kognition in der Psychologie wird m. E. kaum homogener Gebrauch gemacht als von dem der Motivation: Sobald der Begriff fällt, kommen ganz unterschiedliche theoretische Bezüge ins Spiel (zumindest dann, wenn überhaupt welche ins Spiel kommen). Man scheint grundsätzlich drei unterschiedliche Verwendungsweisen unterscheiden zu können, einen engen, einen mittleren und einen weiten Begriff der Kognition (wobei diese Unterscheidung nicht suggerieren soll, daß es keine Überlappungs- und Vermischungsbereiche der unterschiedlichen Verwendungsweisen gibt).

Ein eher enger Begriff der Kognition kommt von der Denkpsychologie her, oder genauer: von dem, was in der Denkpsychologie als Denken

63 Wenn man ganz allgemein nach dem Zusammenhang von Gefühl und Kognition fragt, könnte man natürlich auch die Rolle des Gefühls für das Denken thematisieren. Häufig werden in Arbeiten mit einer solchen Fragerichtung Gefühle dann als eine Art Störgröße für das (reine) Denken aufgefaßt, behandelt und untersucht; weil für die vorliegende Arbeit umgekehrt das Gefühl im Mittelpunkt steht und die Frage nach Kognitionen erst *im Hinblick* auf Gefühle interessiert, können solche Beiträge hier vernachlässigt werden.

(i. e. S.) untersucht wird. Denken ist hier zunächst einmal Problemlösen, und wenig oder nichts mehr (vgl. etwa Schaub 1997; »Die Begriffe ›Denken‹ und ›Problemlösen‹ werden in der Literatur weitgehend synonym behandelt«, ebd. S. 377). Mitunter beschleicht einen aufgrund dieser thematischen Ausrichtung der »Denkpsychologie« beim Studium der einschlägigen Texte sogar der Eindruck, man könne dort mehr über »Probleme« und ihre unterschiedliche Struktur lernen als über das Denken. Zwar ist hier vom Begriff Denken und nicht vom Begriff Kognition die Rede, jedoch vertritt (bspw. in der Denkpsychologie) ein so gearteter Begriff des Denkens die Stelle des Begriffs der Kognition. So enthält bspw. die bereits genannte, von Straub, Kempf und Werbik (1997) herausgegebene »Einführung in die Psychologie« neben Schaub's Beitrag über das »Denken« keinen gesonderten Beitrag über »Kognition« (auch ist Schaub's Beitrag nicht etwa Bestandteil eines übergeordneten Beitrages über Kognitionen, in dem er eine Teil- oder auch Kernbedeutung entfaltet und beisteuert) – wohl aber Beiträge über Emotion (Mees 1997) und Motivation (Schultheiß & Brunstein 1997). Daß das »Denken« hier nicht als Teilbereich der »Kognitionen« angesehen wird, sondern dessen Stelle vertritt, verdeutlichen außerdem folgende Belegstellen: Schaub referiert z. B. kritische Stimmen, die zu bedenken geben, »daß menschliches Denken kaum verstanden werden kann, wenn nicht seine Einbettung in motivationale, emotionale und soziale Prozesse mitberücksichtigt wird« (1997, S. 375). – In »kognitive Prozesse« wird das Denken hier natürlich nicht eingebettet, da es mit diesen identifiziert ist. Und noch deutlicher wird dies auf den Seiten 388 f., wo auf empirische Studien hingewiesen wird, die solche Einbettungen (oder wechselseitige Beeinflussungen) thematisieren – zunächst den Einfluß der Motivation auf das »Denken und Problemlösen«, dann denjenigen der Emotion. Im Anschluß wird konstatiert, »daß ein angemessenes Zusammenspiel von Emotion, Kognition und Motivation erst durch Erfahrung erworben werden kann« (ebd., S. 389).

Mindestens ebenso unmißverständlich wird die Identifikation von »Gedanke« und »Kognition« im verbreiteten Lehrbuch zur (vor allem Allgemeinen) Psychologie von Zimbardo (1995) demonstriert. Dort findet sich zwar kein »Kognition« betitelttes Kapitel, wohl aber eines mit dem Titel »Denken« (während Motivation und Emotion gleich zusammen in einem Kapitel abgehandelt werden, die Emotion als eine Art »Anhängsel« [Kapitel 9.8] der Motivation [Kapitel 9.1-9.7]). Betrachtet man dann das Kapitel über das Denken näher, wird schon aus dem Inhaltsverzeichnis deutlich, daß zwischen Denken und Kognizieren nicht näher unterschieden wird: »8 Denken«, »8.1 Die Untersuchung des Denkens«, »8.1.1 Kognition und der kognitive Ansatz« usw. (Zimbardo 1995, S. XVIII). Zwar heißt es dann: »*Kognitive Psychologie* ist die Untersuchung aller geistigen Prozesse

und Strukturen, und die *Denkpsychologie* ist deren zentrale Teildisziplin« (ebd., S. 357, Hervorhebung im Original); jene »nicht unbedingt« mit dem Denken in Verbindung zu bringenden Phänomene, die gleichwohl noch unter den weiteren Begriff der Kognition fallen würden – wie etwa die »Entwicklung motorischer Fähigkeiten« oder das »Wiedererkennen von Mustern« –, spielen im genannten Kapitel dann verständlicherweise keine Rolle mehr, so daß im Ergebnis Kognition und Gedanke eben doch in äquivalente Erscheinung treten.

Eine prinzipiell vergleichbare, enge Fassung des Kognitionsbegriffes, die hier nicht mehr detailliert behandelt werden soll, läßt sich in einem Wörterbuch (Dorsch, Häcker & Stapf 1987) unter dem Stichwort Denken bzw. Denkforschung finden – prinzipiell vergleichbar ebenfalls die Tatsache, daß Denken und Kognition gleichgesetzt wird, etwa wenn es zu Beginn heißt »Denken, Denkforschung, die interpretierende und ordnungsstiftende Verarbeitung von Informationen; auch Bez. für den Einsatz der intellektuellen Funktionen oder für *kognitives Verhalten* [!]« (ebd., S. 130, Hervorhebung A. K.). Wer weitere Belege für die genannte Gleichsetzung benötigt, sei im genannten Werk auf die Stichworte Denkstil, der mit kognitivem Stil gleichgesetzt wird, und Denkentwicklung, unter dem auf das Stichwort kognitive Entwicklung verwiesen wird, aufmerksam gemacht. Noch am ehesten einen Unterschied stellt dar, daß bei Dorsch, Häcker und Stapf (1987, S. 130) im Rahmen einer Bestimmung des Begriffs des Denkens auch das Gedächtnis zumindest genannt wird; damit ist ein erster Schritt hin zum unten skizzierten »mittleren« Begriff der Kognition getan.

Auch eine wichtige Traditionslinie der Gestaltpsychologie, die von den Untersuchungen zum Problemlösen gebildet wird, läßt sich ganz zwanglos als Vertreterin des hier entfalteten »engen« Begriffs der Kognition ausweisen: Die Probleme, die Köhlers (1963) Schimpansen auf Teneriffa zu lösen hatten, erinnern nicht zufällig an (möglicherweise etwas vereinfachte) Probleme, deren Lösung Gegenstand der Untersuchungen der Denkpsychologie darstellt – daran ändert die Tatsache, daß die Gestaltpsychologie den *Lösungsprozeß* auf spezifische Weise, also im Unterschied zu anderen Forschungsrichtungen, als Gestaltbildungsprozeß auffaßte, im Grundsatz nichts.

Und schließlich lassen sich nicht zuletzt die einflußreichen Arbeiten Piagets zur kognitiven Entwicklung als Vertreter eines engen Begriffs der Kognition ausweisen: Die in den unterschiedlichen Stadien und Phasen und durch die von Piaget beschriebenen Mechanismen hinzugewonnenen kognitiven Fähigkeiten (die in sich modifizierenden und differenzierenden Strukturen bzw. Schemata begründet liegen) bleiben allesamt auf das Lösen von Problemen bezogen. Sie dienen (»nur«) dazu, dem Individuum einen immer flexibleren Umgang mit Problemen (und einen immer angemessene-

neren Umgang mit komplizierten Problemen) zu ermöglichen. (Dieser Punkt wird spätestens dann, wie ich denke, hinreichend klar, wenn man rekapituliert, mit welchen Methoden und welchen Aufgaben Piaget bei der Entwicklung seines Modells arbeitete.) Ein enger Begriff der Kognition (mit langer Geschichte) fokussiert also auf das Lösen von Problemen und sieht damit von Fähigkeiten und Phänomenen ab, die wir landläufig ebenfalls mit dem Denken in Verbindung bringen würden.

Ein »mittlerer« Begriff der Kognition verdankt sich meinem Eindruck nach vor allem der sogenannten »kognitiven Wende« bzw. der Herausbildung einer »kognitiven Psychologie« in ihrer Folge. Die Entwicklung dieser kognitiven Psychologie – als einer Vertreterin der sich neu etablierenden Kognitionswissenschaften, in die ganz ähnliche Neuorientierungen und -formierungen innerhalb anderer Einzelwissenschaften wie etwa der Informatik, der Biologie oder der Neurologie mündeten – ist hier nicht Thema. (Eine persönliche, aber gleichwohl informative Darstellung findet sich bei Bruner 1990). Ganz allgemein läßt sich sagen, daß der Versuch, spätbehavioristische Engführungen zu überwinden, zur Folge hatte, daß der Kognition als innerem, nicht beobachtbarem Prozeß verstärkt Aufmerksamkeit zu Teil wurde. Zwar wurden diese inneren Prozesse in der Regel »operationalisiert« und handhabbar gemacht als Akte der »Informationsverarbeitung« und damit – weil das zugrundegelegte Konzept der Information (und Informationsverarbeitung) nicht zuletzt unter dem Einfluß der aufstrebenden Informatik ein häufig allzu mathematisches und vor allem völlig unbegründet an einer *Eindeutigkeit* der Information orientiertes war – gleich wieder verkürzt um die Sinn- bzw. Bedeutungsdimensionen und damit auch um die Rolle der Interpretation (bzw. Deutung) bei einer solchen »Informationsverarbeitung«. Aber, und das allein ist für die vorliegende Argumentation von Bedeutung, die Kognitionen interessierten nun (über den nicht immer zielführenden Umweg als Informationen bzw. als Elemente der Informationsverarbeitung) nicht mehr allein im Bereich des Problemlösens und Denkens im engeren Sinne, sondern eben überall dort, wo in irgendeiner Weise »Informationen« verarbeitet werden. Jeder Blick in ein beliebiges Standardlehrbuch der kognitiven Psychologie zeigt denn auch schnell, was unter einen »mittleren« Begriff der Kognition nun zusätzlich fällt (vgl. etwa Anderson 1996): Kognitionen sind nicht mehr nur beteiligt am Lösen von Problemen, sondern spielen ihre Rolle bereits bei der Wahrnehmung, beim Gedächtnis (welches auch umgekehrt Voraussetzung dafür ist, daß Kognitionen überhaupt auftreten bzw. ihr »Rohmaterial«, ihre Komponenten zur Verfügung haben), beim Lernen, bei der Aufmerksamkeit, ja sogar beim Verstehen und Produzieren von Sprache. Auch das Stichwort »Kognition« in einem jüngst erschienenen Lexikon der Psychologie zeigt klar einen solchen »mittleren« (und stark von der kognitiven

Psychologie beeinflussen) Begriff: »Der Begriff Kognition wird als Sammelbezeichnung für die geistige Aktivität von Menschen verwendet. In der kognitionspsychologischen Forschung bezeichnet Kognition die Gesamtheit der informationsverarbeitenden Prozesse und Strukturen eines intelligenten Systems [...], unabhängig vom materiellen Substrat dieses Systems [64]. Menschliche intelligente Systeme umfassen Prozesse und Strukturen für Wahrnehmung und Aufmerksamkeit, für Gedächtnis, Denken und Problemlösen, für Lernen sowie für Sprachverstehen und Sprachproduktion« (Kluwe 2001, S. 352, zitiert ohne dort eingebettete Hinweise auf andere Stichworte). Ein mittlerer Begriff der Kognition, der nicht zuletzt von der kognitiven Psychologie geprägt worden ist, verweist also auf deutlich mehr als lediglich auf das Lösen von Problemen.

Schließlich ist knapp auf einen »weiten« Begriff der Kognition hinzuweisen, der sich bezeichnenderweise in der wissenschaftlichen Literatur vor allem dort findet, wo es nicht primär um Kognition oder Denken, sondern um irgendetwas anderes geht. (Er ist dementsprechend schwer zielgerichtet zu suchen, obwohl man ihm in nahezu allen Bereichen begegnen kann.) »Kognition« wird hier mehr oder minder gleichgesetzt mit dem Inhalt des Bewußtseins überhaupt. Auf meist nicht eigens bestimmte Weise wird alles zur Kognition, was einem irgendwie »durch den Kopf zieht« – neben den im mittleren Kognitionsbegriff hinzugekommenen Phänomenen mitunter auch Gefühle und Stimmungen, Motivationen oder der Wille, Träume (Tagträume ebenso wie Alpträume) oder woran auch immer sich noch denken läßt. Ein Beispiel für einen solchen weiten Begriff der Kognition sei willkürlich herausgegriffen. So hält etwa Bahr (1998, S. 12) in einem Buch über Mutismus einigen Autoren eine verkürzte Sicht auf die

-
- 64 Der letzte Halbsatz verdankt sich natürlich allzu deutlich dem in den Kognitionswissenschaften weit verbreiteten Bemühen, über informationsverarbeitende (mentale) Prozesse etwas zu erfahren und zu lernen, indem man sie (im Regelfall unter Zuhilfenahme von Computern) nachzuahmen, zu simulieren versucht. Diese durch die Untersuchungsmethode begründete Modifikation des interessierenden Gegenstandes nun ihrerseits bereits in einer quasi-definitorischen Bestimmung des Gegenstandes festzuschreiben, entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie: Erst will ich ein Phänomen untersuchen, das sich dem direkten Zugriff entzieht (»die geistige Aktivität von Menschen«). Dann verfallende ich auf die (und verfallende auch der) Idee, dieses Phänomen (mehr schlecht als recht) nachzuahmen, um statt des Phänomens die Nachahmung zu studieren. Um schließlich nicht dazustehen wie der Kaiser ohne Kleider, definiere ich sodann das mich ursprünglich interessierende Phänomen flugs um. Von Interesse ist nun nicht mehr »die geistige Aktivität von Menschen«, sondern von einem materiellen Substrat gelöste, informationsverarbeitende Prozesse (bzw. der schwache Schatten und leise Widerhall der geistigen Aktivität menschlicher Programmierer, der sich im komplexen, aber nichtsdestotrotz determinierten Funktionieren eines Automaten zeigt).

»Variable ›Angst‹ vor, »weil sie die diese Emotion begleitenden Besorgtheits-Kognitionen und deren Einfluß auf den Umgang mit belastenden Situationen fast gar nicht berücksichtigt« – und all dies ohne weitere Erläuterung zum in Anspruch genommenen Begriff der Kognition (oder gar der Emotion), so daß also völlig unklar bleibt, was »Besorgtheits-Kognitionen« eigentlich darstellen sollen (und vor allem, ob damit etwas anderes gemeint ist, als sich ganz schlicht Sorgen zu machen). Der Fairneß halber sei betont, daß sich Bahr natürlich um ein ganz anderes Thema, nämlich einen Forschungsüberblick zum Mutismus bemüht (und dies durchaus mit Erfolg). Eine Klärung des für die genauere Spezifizierung von »Emotion« – und ganz besonders der Angst – wiederholt in Anspruch genommenen Begriffs der Kognition findet dabei jedenfalls nicht statt; auch da nicht, wo sie thematisch unmittelbar relevant wäre (etwa in Kapitel 3, bes. 3.3 oder Kapitel 4, bes. 4.2). – Und man muß sich einmal klarmachen, welches Ausmaß begrifflichen Kuddelmuddels (nicht nur von »Emotion« und »Kognition«) gleichermaßen Voraussetzung wie – so muß eben leider befürchtet werden – dann irgendwann auch Folge von Sätzen wie dem folgenden ist: »Es wurde eine transaktionale Sichtweise [der ›Angstemotion‹, A. K.] vorgestellt, nach der Angst vor allem unter der Bedingung *kognitiven* Bedrohungserlebens bei mangelnder Selbstwirksamkeitserwartung entsteht« (Bahr 1998, S. 225, Hervorhebungen A. K.). Hier wird nicht nur gleich einleitend »Angst« mit »Angstemotion« gleichgesetzt, obwohl doch die »Emotion« aus unterschiedlichen Komponenten bestehen soll (vgl. etwa Kapitel 1.3 der vorliegenden Arbeit) – darunter etwa dem Ausdruck oder dem motivierenden Aspekt –, während wir alltagsweltlich und -sprachlich mit der Angst das Gefühl (und damit *eine* Komponente der Emotion) bezeichnen und demzufolge davon reden, *vor* Angst (aufgrund von Angst) zu zittern oder davonzulaufen, jedoch unser Zittern oder Davonzulaufen keineswegs *als Teil* der Angst selbst begreifen. (Eine Gleichsetzung, die nebenbei bemerkt unsere These belegt, nach der sich die Emotion der Emotionstheorien durchaus behandeln läßt wie das Gefühl der Alltagswelt, da es dessen Platz beansprucht, vgl. Kapitel 1.4.) Sodann wird die »kognitive« Komponente, die eben noch die Angst »begleitete« (ebd., S. 12, ähnlich etwa S. 137), nun zu einer Bedingung, unter der Angst erst entsteht. Vor allem aber sind es nun nicht mehr (kaum näher charakterisierte) »Bedrohungskognitionen«, die eine wichtige Rolle für die Angst spielen, sondern ein (nicht minder vages) Bedrohungserleben, schlimmer noch: das kognitive Erleben einer Bedrohung. (Dabei bleibt dann auch gänzlich offen, ob man Kognitionen nun »anstellt«, »hat« oder gar »erlebt«.)

Bei einer solchen Ausweitung des Begriffs der Kognition wird dieser schnell beliebig und verliert dann seinen Wert als theoretisches Konstrukt, als Instrument zur Beschreibung (und möglicherweise Erklärung) von

Phänomenen. Kein Wunder also, daß sich auch Begriffsbestimmungen wie die folgende aus einem englischsprachigen Wörterbuch finden lassen, in der Anklänge leichter Resignation wahrnehmbar scheinen; zur »cognition« heißt es: »A broad (almost unspecifiably so) term which has been traditionally used to refer to such activities as thinking, conceiving, reasoning, etc. Most psychologists have used it to refer to any class of mental ›behaviors‹ (using that term very loosely) where the underlying characteristics are of an abstract nature and involve symbolizing, insight, expectancy, complex rule use, imagery, belief, intentionality, problem-solving, and so forth« (Reber 1995, S. 133).

Exkurs Ende

Nach dieser Vorabklärung so unterschiedlicher Begriffe der Kognition können wir uns nun endlich den beiden eingangs skizzierten Fragen zuwenden, wie angekündigt zunächst der zweiten. Welche Rolle also spielen Kognitionen für das Gefühl? Sind sie vielleicht sogar – wie es manche »kognitiven« (und manche »attributionalen«) Emotionstheorien nahezu legen scheinen – gänzlich unverzichtbar für das Gefühl (oder die Entstehung eines Gefühls)? Die Antwort auf diese Frage hängt ganz offensichtlich vom ins Spiel gebrachten Kognitionsbegriff ab.

Bei einem weiten Begriff der Kognition, der auf vage und unbestimmte Weise jegliche Regung des Bewußtseins zu umfassen neigt (und mitunter auch vor unbewußten Regungen nicht halt macht), verschwimmen die Grenzen zwischen Emotion und Kognition, zwischen Gefühl und Gedanke. Das Gefühl wird zu einem Spezialfall des allgemeiner gefaßten Phänomens der Kognition. So reizvoll es ist, Gefühl und Kognition einmal »zusammenzudenken« (nachdem sie so oft schon »auseinandergedacht« worden sind), so notwendig sich eine solche Aufgabe vielleicht auch von manchem Standpunkt aus stellen mag (vgl. etwa exemplarisch die unten, S. 103 ff., folgenden Ausführungen zu Ciompis [1998] diesbezüglichem Versuch), so muß sie m. E. doch auf einer begrifflich bestimmteren Grundlage angegangen werden. Ein weiter Begriff der Kognition verliert jede Trennschärfe, der Umgang mit ihm jeden Erkenntniswert – er muß uns daher auch nicht weiter beschäftigen.

Die Zusammenhänge eines engen Kognitionsbegriffes, der dicht um das Lösen intellektueller Probleme kreist, mit dem Gefühl sind ebenfalls begrenzt. Die Denkpsychologie, das läßt sich (nicht nur) am Beitrag Schaub's (1997) ablesen, bewegt sich erst allmählich auf einen m. E. angemesseneren Problembegriff zu. Zunächst standen eher einfache und intellektuell lösbare Probleme im Vordergrund der Untersuchungen – gerade

auch Probleme, die überhaupt eine klar bestimmte und erreichbare Lösung haben, wie etwa solche, die sich durch schlußfolgerndes Denken bearbeiten lassen, oder »Rätsel« wie der »Turm von Hanoi« (vgl. Schaub 1997, S. 379) oder das »Neun-Punkte-Problem« (vgl. ebd., S. 379 f.; Zimbardo 1995, S. 376 f.). Erst später, Schaub spricht vom Beginn der 80er Jahre, wurden die Probleme allmählich komplexer: An die Stelle einfacher »Rätsel« traten mehr oder minder komplexe und (intern) vernetzte Wirtschafts- oder »Regierungs«-Simulationen (wie das etwa zur gleichen Zeit als Computerspiel kursierende Programm »König von Hammurabi« oder die von Dörner und Mitarbeitern untersuchte Lohhausen-Simulation; vgl. zu letzterer Dörner, Kreuzig, Reither & Stäudel 1983; Dörner 1995, S. 32 ff.) und damit Probleme, die sich nicht mehr im eigentlichen Wortsinne »lösen«, sondern nur noch in der einen oder anderen Weise behandeln oder bearbeiten lassen. (Daß sich solche Simulationen am leichtesten computergestützt realisieren lassen, dürfte nicht ganz ohne Einfluß auf die Tatsache geblieben sein, daß die skizzierte Umorientierung innerhalb der Denkpsychologie mit dem Beginn der 80er Jahre in eine Zeitspanne fiel, in der elektronische Rechner allmählich immer verbreiteter verfügbar waren.) Schaub (1997) spricht im Zusammenhang mit dieser Umorientierung von einem Wechsel von einer analytischen zu einer systemorientierten Forschungsstrategie innerhalb der Denkpsychologie.

Der nächste Schritt wäre nun, sich vor Augen zu führen (und auch zu berücksichtigen), daß nicht jedes Problem allein mit der Hilfe intellektueller Fähigkeiten zu lösen (bzw. zu bearbeiten) ist. Lebenspraktische Probleme, sowohl in ihrer Genese als auch in ihrem Vorkommen stets unvermeidbar eingelassen in soziale Bezüge, (individuelle, kollektive oder unterschiedliche und dabei konfligierende) Werte- und Normensysteme, (idiosynkratische oder geteilte) Sinngehalte und vieles mehr, was menschliches Leben erst zu spezifisch menschlichem Leben macht, erfordern für den gelingenden Umgang mit ihnen häufig anderes und mehr als bloß kognitive Kompetenz: bspw. soziale Kompetenzen unterschiedlichster Art, Sensibilität, mitunter Mut, manchmal Beharrlichkeit und was immer an Eigenschaften bzw. Tugenden denkbar ist (und hier ist es natürlich kein Zufall, daß sich »Tugend« aufdrängt – das Wort verweist eben gerade auch auf den gelingenden Umgang mit lebenspraktischen Problemen). So verstanden mögen sogar Probleme denkbar sein, deren angemessene »Bearbeitung« vor allem Geduld oder sogar Leidensfähigkeit erfordert (und an denen etwaige Bemühungen des Intellekts abperlen wie Wasser an einer Ente). Ein auf diese Weise erweiterter Problembegriff könnte zwar m. E. die alltagspraktische Relevanz der Erforschung des Problemlösens durchaus erhöhen, sollte jedoch umgekehrt nicht dazu führen, daß sich der Begriff des Denkens (oder der Kognition) ebenfalls ausweitet (bis er Mut und

Geduld umfaßt). Vielmehr müssen eben dem Denken andere Konzepte an die Seite gestellt werden, wenn einigermaßen vollständig verstanden werden soll, wie Menschen Probleme »lösen« (bzw. bearbeiten).

Nun, wie auch immer dasjenige, was die Denkpsychologie als »Problem« untersucht, beschaffen war, mittlerweile beschaffen ist oder beschaffen sein sollte – zurück zum Zusammenhang eines engen Kognitionsbegriffs mit dem Gefühl: Freilich kann das Lösen (bereits) eines (einfachen, intellektuell handhabbaren) Problems zu angenehmen Gefühlen wie Freude, das Scheitern bei einer solchen Lösung zu unangenehmen Gefühlen wie Ärger führen. (Dabei sind Freude und Ärger natürlich nicht die einzigen Kandidaten, je nach weiterem Kontext könnte man anstelle der Freude auch an Erleichterung, Zufriedenheit, Stolz oder ähnliches denken, anstelle des Ärgers könnte auch Wut, Verzweiflung, Scham und anderes mehr auftreten.) Das (begrifflich eng gefaßte) Denken und der Verlauf, den es nimmt, kann also allemal als Objekt, auf das sich ein Gefühl richtet, fungieren. Allerdings sind dabei stets gleichartige Gefühle denkbar, die sich auf ein anderes Objekt als das eigene Denken beziehen (man kann sich also natürlich auch über etwas anderes freuen, oder über etwas anderes verzweifelt sein). Der damit umrissene Zusammenhang zwischen Denken und Fühlen ist folglich kein spezifischer, für das Denken charakteristischer. Und ein (auf die beschriebene Weise) eng gefaßter Begriff der Kognition ist über den geschilderten Zusammenhang hinaus für das Gefühl und seine Entstehung kaum von Bedeutung. Zwar spielen bestimmte Denkprozesse für bestimmte Gefühle durchaus eine konstitutive Rolle, jedoch handelt es sich dabei in der Regel um solche Prozesse, die bei der Lösung von einfachen Problemen kaum zum Zuge kommen. Je komplexer die in der Denkpsychologie untersuchten Probleme werden, umso eher geraten damit auch bestimmte Formen des Denkens in den Blick, die für bestimmte, komplexe Gefühle unverzichtbar erscheinen. So wird etwa striktes Schlußfolgern für die Entstehung und Aufrechterhaltung einer Eifersucht seltener notwendig sein, als etwa vagare »mentale Operationen« des Entscheidens oder Abwägens. Die folgenden Ausführungen über die Rolle eines »mittleren« Kognitionsbegriffes für das Gefühl dürften dies noch verdeutlichen.

Denn am ergiebigsten (aber auch am kompliziertesten) ist der mittlere Begriff der Kognition, wenn man Überlegungen über das Verhältnis von Kognition und Gefühl anstellen möchte. Auch eine solche Kognition kann, wie im Falle des engen Kognitionsbegriffes, als »Objekt« eines Gefühls fungieren. Daneben eröffnen sich jedoch weitere, zusätzliche Bezüge – und zwar über jene Begriffe und Konzepte, die – aufgrund der Rolle, die das Denken (i. w. S.) für sie spielt – Gegenstand der kognitivistischen Psychologie sind, die aber auch eine Rolle für den hier entfalteten Begriff des Gefühls spielen: etwa das Wahrnehmen oder das Sprechen. Hält man z. B.

an der Auffassung fest, daß jedes Gefühl einen spezifischen »Auslöser« hat (vgl. hierzu Kapitel 1.3.1 und 1.3.2 – wobei dieser Auslöser mit dem Objekt, auf das sich das Gefühl dann richtet, identisch sein kann, aber nicht muß), dann sind auch – egal, ob es sich bei dem auslösenden Reiz um einen »äußeren« oder einen »inneren«, bspw. eine Erinnerung, handelt – notwendig Prozesse involviert, die unter den Bezeichnungen »Wahrnehmung«, »Aufmerksamkeit« oder »Gedächtnis« (auch und eben nicht zufällig) in kognitivistischer Perspektive untersucht werden. Ein mittlerer Begriff der Kognition – oder genauer: diejenigen Begriffe, die aufgrund ihrer Nähe zum Denken als Gegenstände der kognitivistischen Psychologie so entfaltet worden sind, daß sie in ihrer Gesamtheit einen solchen mittleren Begriff der Kognition nun bilden (also Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Sprache usw.) – bietet (bzw. diese bieten) also bereits die Auslösung bzw. Entstehung von Gefühlen betreffend eine Fülle von Anknüpfungspunkten für die klärende Rekonstruktion des Gefühlsbegriffes. Eine seriöse Bearbeitung des Verhältnisses von Kognition und Gefühl hätte diese (Teil-) Begriffe der Reihe nach aufzunehmen und differenziert auf ihre Bedeutung für das Gefühl (und nicht nur seine Entstehung) hin zu befragen: Im vorliegenden Rahmen kann dies jedoch nicht geleistet werden. Die Antworten auf eine solche Befragung könnten dabei im Falle unterschiedlicher Gefühle durchaus unterschiedlich ausfallen.⁶⁵

Von besonderer Bedeutung und daher einen gesonderten Hinweis wert ist natürlich die Sprache für das Gefühl. Ich habe einleitend (Kapitel 1.1.1) deutlich zu machen versucht, daß (und auf welche Weise) zwischen dem Phänomen Gefühl und seiner Symbolisierung – gerade auch seiner sprachlichen Repräsentation – differenziert werden sollte. Gleichzeitig wurde angedeutet, daß zumindest für einen Teil der Gefühle, für komplexe und zusammengesetzte Gefühle diese Unterscheidung zu einer analytischen wird, weil die Prozesse, mit deren Hilfe komplexe Gefühle zusammen-

65 So ist etwa denkbar, daß man das Erschrecken notwendig an die *Wahrnehmung* eines äußeren Reizes koppelt, während man im Falle der Freude einer solchen *Wahrnehmung* alternativ bspw. die *Erinnerung* an ein schönes Ereignis zur Seite stellt. Eine solche Beschränkung des Erschreckens auf die Fälle, in denen äußere Reize wahrgenommen werden, ist jedoch nicht unbedingt notwendig: Sie hängt davon ab, ob man auch in den Fällen von Erschrecken sprechen möchte, in denen einem etwas Versäumtes plötzlich »einfällt«, in denen man also plötzlich gewahr wird, daß man bspw. einen Termin versäumt hat. (Solche »Einfälle« – die Tatsache also, daß man sich selbst überrascht – stellen im übrigen einen eher vertrackten, aber auch reizvollen Gegenstand der Analyse dar. Wenn es denn zutrifft, daß man sich selbst nicht kitzeln kann, haben wir hier in gewisser Hinsicht ein Gegenbeispiel, wenn man sich selbst überraschen kann – oder, wie man dann vielleicht besser sagen sollte, von sich selbst überrascht werden kann.)

gesetzt werden, zumindest teilweise symbolverarbeitende (und -bearbeitende) und daher sprachliche sind. Eine gegenstandsadäquate psychologische Bearbeitung des Gefühls muß ihren Weg folglich zwischen der Skylla einer unangemessenen Identifikation von Gefühl und sprachlichem Ausdruck und der Charybdis der Illusion finden, Gefühl und sein sprachlicher Ausdruck seien in jedem Falle gänzlich voneinander unabhängige Entitäten, das Gefühl sei stets ein eigenwahrnehmbares Phänomen, das dann sekundär zum Zwecke der Kommunikation in Sprache gleichsam gekleidet werde.

Damit ist schließlich eine Brücke geschlagen zur Rolle (eines mittleren Begriffes) der Kognition bei der Zusammensetzung komplexer Gefühle auch dort, wo nicht allein sprachliche Vorgänge angesprochen sind. Die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Emotionstheorien wird als ein Teilergebnis erbringen, daß über die angesprochenen und für die Genese von Gefühlen so wichtigen Prozesse der Zusammensetzung bislang anscheinend nicht ausreichend nachgedacht worden ist. (In Kapitel 3 werden hierzu zwei erste Vorschläge unterbreitet, die im Rückgriff auf die Erzählforschung einerseits und die Gestaltpsychologie andererseits entworfen werden.) Auch nicht-sprachliche Varianten solcher Zusammen-Setzung dürften jedoch unter einen mittleren Begriff der Kognition fallen (bspw. analog zur Wahrnehmung, wenn sie als Gestaltbildungsprozesse konzipiert werden).

Nach diesen Bemerkungen zur Bedeutung der Kognition für das Gefühl,⁶⁶ die demnach also auf ganz unterschiedlichen Ebenen liegt, können wir uns schließlich der noch verbleibenden der beiden eingangs skizzierten Fragen zuwenden: In welcher Hinsicht sind Kognition und Gefühl einander so ähnlich, daß über beide in ähnlichen Formulierungen gesprochen wird? Eine Antwort muß, wie ich denke, entlang zweier Leitlinien entwickelt werden: Zum einen haben beide für uns einen ähnlichen Nutzen, sie dienen nämlich (auch potentiell) unserer Orientierung in der Welt; zum anderen (und vermutlich nicht ohne Berührungspunkte mit dem eben genannten Aspekt) läßt sich der Frage nachgehen, indem wir sie gleichsam von innen nach außen stülpen und uns nicht überlegen, was Gefühl und Kognition für Ähnlichkeiten haben könnten, sondern unseren Ausgang nehmen, indem wir bereits die Trennung zwischen ihnen in Frage stellen.

66 Für die meisten der zahlreichen »kognitiven« Emotionstheorien läßt sich im übrigen ebenfalls ein mittlerer Begriff der Kognition rekonstruieren. Kognitiv heißen solche Theorien ja vor allem dann, wenn entweder die Bewertung äußerer Geschehnisse (also Wahrnehmung, Urteilen und Entscheiden, Gedächtnis) oder die Bewertung innerer Zustände (als »appraisal« oder »labeling«; also [propriozeptive] Wahrnehmung, Urteilen, Gedächtnis) oder aber beides eine zentrale Stellung einnehmen.

Zunächst zum ersten angesprochenen Aspekt: Von seinen Gefühlen kann man sich bekanntlich ebenso leiten lassen wie von seiner Vernunft; in konkreten Situationen kann man sich bspw. rational oder »nach Gefühl« (d. h. nicht: intuitiv!) »entscheiden«. Man vertritt wohl keine allzu gewagte These, wenn man behauptet, daß rationale Entscheidungen in unserer Kultur das höhere Ansehen genießen – und in vielen Lebensbereichen hat das ja auch seinen guten Grund. So ist natürlich eine rationale Entscheidung zwischen zwei drückbaren Knöpfen in der Leitwarte eines Kraftwerkes ebenso von Vorzug wie in anderen technisch geprägten Lebensbereichen, und zwar offenkundig bereits deshalb, weil die Technik die Idee der Rationalität selbst mit sich transportiert. Ob eine rationale Wahl *stets* die bessere ist, darf jedoch bezweifelt werden, wenn man sich etwa das »Ziel« so mancher »Entscheidung«⁶⁷ vor Augen führt: Es geht ja nicht immer darum, bspw. Strom aus Kohle oder Uran zu produzieren und dabei den Betrieb einer technischen Anlage innerhalb vorab bestimmter Parametergrenzen zu halten, sondern manchmal eben auch darum, bspw. ein glückliches Leben zu führen.⁶⁸ Und je nachdem, wie man ein solches glückliches Leben genauer fassen möchte – etwa als das Vorherrschen angenehmer Gefühle oder das Ausbleiben oder Schwachsein unangenehmer – könnte es sein, daß in der einen oder anderen Weise auf das Gefühl gegründete Entscheidungen in mancher Hinsicht oder manchen Situationen »zielführender« als rationale sind. Natürlich müßte hier das Verhältnis von »emotionaler Entscheidung« und Gefühl näher spezifiziert werden. Etwas so zu tun, wie man fühlt, kann in ganz schlichter Weise bedeuten, das zu tun, was zur Folge hat, daß man sich gut fühlt, und das nicht zu tun, was zur Folge hat, daß man sich schlecht fühlt. (Wobei man dies natürlich nicht immer im voraus weiß.) Aber das ist wie gesagt nur die schlichteste Variante. In Anbetracht des Ausmaßes, in dem sich rationale Entscheidungen verkomplizieren lassen, während sie gleichwohl rationale bleiben, wäre es wohl grob fahrlässig, es im Falle »emotionaler Entscheidungen« mit diesem allzu schlichten Fall gut sein zu lassen.

-
- 67 Es ist ein terminologisches Problem, ob man in beiden gleich skizzierten Fällen überhaupt von Wahl oder Entscheidung sprechen will – die Rationalität hat uns so stark in der Hand, daß man auch dafür argumentieren könnte, nur in Fällen von rationaler Wahl wirklich von Wahl zu sprechen. Dieses Problem sei hier vernachlässigt.
- 68 Daß rationale Entscheidungen zudem häufig getroffen werden müssen, wenn relevante Informationen nicht vollständig vorhanden sind, ist dagegen kein prinzipielles Problem: Zwar verkompliziert sich damit die Struktur der Problemlösung (die dann sozusagen Meta-Anweisungen für den Umgang mit solchen Fällen benötigt), jedoch bleibt die Entscheidung grundsätzlich eine rational zu treffende.

Ein schönes Beispiel für eine solche »auf das Gefühl gegründete« Entscheidung, welches, wie ich hoffe, die Anlage des vorgetragenen Argumentes weiter erhellen kann, findet sich etwa in dem, was in der hin und wieder allzu versachlichenden Sprache der Psychologen »Partnerwahl« genannt wird. Seit auf die Idee der romantischen Liebe (mehr oder minder erfolgreich) gegründete Verbindungen die Zweck- und Vernunftfehen abgelöst haben, spielen rationale Erwägungen bei der Frage, mit wem man seine Gegenwart und Zukunft verbringen und gestalten möchte, nur noch eine höchst untergeordnete Rolle. Stattdessen kennen wir als kulturell tradierte Orientierungsmuster sogar explizite Gegenbeispiele irrationaler, also von »unmöglicher«, »verrückter« oder »tragischer« Liebe (wobei bspw. in letzterem Falle die »Tragik« meist von Beginn an vorauszusehen ist, also vernünftigerweise [!] ⁶⁹ zu verhindern oder zu unterlassen gewesen wäre). Und dennoch – also obwohl eine »Auswahl« des Partners (im Regelfall) keineswegs auf rationale Erwägungen zurückgreift – würden sich wohl die meisten Menschen (m. E. natürlich zu Recht) vehement dagegen verwahren, daß ihre Wahl zufällig oder beliebig getroffen worden sei. Man trifft hier durchaus eine Wahl, nur daß es eben in keiner Weise eine rationale Wahl ist – und gleichwohl ebenso ernst und (individuell) folgenreich getroffen wie diejenige in der Leitwarte eines Kraftwerkes. Vielleicht ist nun etwas deutlicher geworden, auf welche Weise uns einerseits »Gefühl« und andererseits »Kognition« gleichsam »anleiten«, uns orientieren können. Daß beide – meinethalben in nicht vergleichbaren Lebensbereichen – etwas durchaus Vergleichbares für uns leisten, könnte man m. E. als Ursprung der Tatsache ansehen, daß in bestimmten Zusammenhängen über beide vergleichbar gesprochen wird, daß also in manchen Formulierungen das eine die Stelle des anderen vertritt.

Und wenn – um kurz noch der anderen »Leitlinie« zu folgen – die Ähnlichkeit viel weiter reicht, weil bereits die Trennung zwischen beiden eine künstliche ist? Um diese Frage zu behandeln, kann auf bestehende Versuche zurückgegriffen werden, die in Rede stehende Trennung zu überwinden.

69 Die Tatsache, daß es bei den meisten Tragödien einem nicht involvierten und kalt rationalen Beurteiler allzu leicht fiele, einen Vorschlag zur Vermeidung des ganzen Schlamassels zu machen (einen Vorschlag, den wir alle selbstverständlich für inakzetabel hielten), illustriert im übrigen aufs trefflichste, daß es sich bei ersteren eben (auch) um kunstvolle Gegenbilder zur Rationalität – oder genauer: um vorgeführte Alternativen zur Entscheidungsfindung allein auf rationaler Grundlage – handelt. (Und sage jetzt niemand, deshalb seien es Tragödien: sie führten vor, wohin man komme, wenn man die Vernunft suspendiere. Da könnte man nämlich nur erwidern, daß sie uns genau deshalb seit Jahrtausenden faszinieren: sie führen vor, wohin man kommen kann, wenn man die Vernunft suspendiert.)

Für eine exemplarische Darlegung würde sich etwa der Vorschlag Damasio (1997) anbieten – jedenfalls im Prinzip und wenn er nicht bereits auf der begrifflichen Ebene durch einen großen Mangel an Genauigkeit zu kennzeichnen wäre. Auch bei Damasio wird eine Einheit von Denken und Fühlen postuliert, und zwar auf – derzeit so hochgeschätzter – neurophysiologischer Grundlage. (Vgl. zu einigen seltener behandelten Gründen dieser Hochachtung Laucken 2001.) Genauer bemüht sich Damasio zunächst unter Verweis auf psychiatrische Fallgeschichten um den Zusammenhang einer bestimmten Form von Stirnhirnschädigung mit der sich als Folge offenbar einstellenden Unfähigkeit der Patienten, ihr Leben normal weiterzuleben – den scheinbar nicht beeinträchtigten intellektuellen Fähigkeiten zum Trotz. Kurz gesagt führt Damasio dies auf einen Verlust der Fähigkeit zurück, lebenspraktisch relevante Entscheidungen zu treffen – bzw. richtig zu treffen –, weil für diese Fähigkeit nämlich der Einbezug und die »Mitverarbeitung« von »Gefühl« unverzichtbar, aber eben durch die spezifische Hirnschädigung nicht mehr gegeben sei.

Eine gründlichere Auseinandersetzung mit Damasio's Versuch hätte zunächst die nicht geringen Probleme durch begriffliche Extravaganzen, d. h. Vagheiten einerseits und ungewöhnliche Setzungen andererseits, zu vermerken. Das Denken bspw. figuriert dort vorrangig, ja, nahezu ausschließlich als zweckgerichtetes Denken, als »Entscheidungsfindung« (vgl. Damasio 1997, S. 14, Anmerkung des Übersetzers, sowie S. 353, Anmerkung 1 zur Einleitung). Gefühl (emotion) und Empfindung (feeling) werden folgendermaßen charakterisiert: »In der Regel meine ich mit ›Gefühl‹ eine Reihe von Veränderungen, die in Hirn und Körper stattfinden und gewöhnlich durch einen bestimmten geistigen Inhalt ausgelöst werden. Eine Empfindung ist die Wahrnehmung dieser Veränderungen« (ebd., S. 353 f.; vgl. für eine weitere Charakterisierung etwa S. 200 f.). Damit nimmt Damasio inhaltlich auf William James' Auffassung vom Gefühl Bezug (ebd., S. 180 ff.), auch wenn diese Auffassung terminologisch ganz anders gefaßt wird: James' Gefühle oder Emotionen wären »Empfindungen« sensu Damasio, während James für Damasio »Gefühle«, also die Summe der physiologischen und neurophysiologischen Vorgänge, keinen eigenen Namen hat (vgl. Kapitel 2.3). (Inwiefern man sich diese *physiologischen* Geschehnisse durch *geistige* Inhalte ausgelöst vorstellen kann, ist damit noch gar nicht thematisiert. Es mag keine wirklich befriedigende Lösung des Leib-Seele-Problems geben, aber es gibt mit Sicherheit aufmerksameren und bewußteren Umgang mit diesem Problem.)

Ob es zutrifft, daß Damasio's Definitionen, die in der Tat »nicht dem orthodoxen Gebrauch« (Damasio 1997, S. 201, Anmerkung) entsprechen, sich »für die weitere Erforschung der Phänomene als hilfreich erweisen« könnten (ebd.), kann hier offenbleiben – festzuhalten ist hingegen, daß

schon Damasio selbst sie in keiner Weise konsequent im Sinne seiner eigenen Bestimmung verwendet. Denn wenn es zutrifft, daß eine Empfindung die Wahrnehmung eines Gefühls, »die direkte Wahrnehmung einer bestimmten Landschaft: der des Körpers« ist (ebd., S. 15), während das Gefühl eben diese Landschaft, also die Summe der physiologischen Abläufe darstellt, dann haben wir, das sieht auch Damasio nicht anders, »Gefühle« auch ohne es zu merken – nämlich schlicht immer, jedenfalls solange wir leben, also selbst wenn wir schlafen oder bewußtlos sind. Das Gefühl als Ensemble physiologischer Prozesse ist darüber hinaus etwas naturwissenschaftlich zu bestimmendes, vollkommen bedeutungsfreies oder »asemantisches« – im krassen Gegensatz zur Empfindung, dem wahrgenommenen Gefühl (und nur unter peinlicher Beibehaltung dieser Trennung könnte sie in bestimmten Kontexten möglicherweise wirklich hilfreich sein). Allerdings wird genau diese Unterscheidung in Damasios Erörterungen ständig verwischt und ignoriert. Da wird wiederholt über Gefühle geschrieben, wo m. E. nichts anderes als Empfindungen (sensu Damasio) gemeint sein können, z. B. »Im Idealfall lenken uns Gefühle in die richtige Richtung, führen uns in einem Entscheidungsraum an den Ort, wo wir die Instrumente der Logik am besten nutzen können« (ebd., S. 13) oder »Wir brauchen sie [die Gefühle, A. K.], wenn wir anderen Menschen Bedeutungen mitteilen wollen, und vielleicht sind sie auch [...] zur Orientierung unserer kognitiven Prozesse notwendig« (ebd., S. 181 f.). Wenn dann auch noch, völlig unvermittelt, Emotionen auftauchen, wird die Konfusion vollständig: »Ferner hatte ich den starken Verdacht, daß der Mangel an Gefühl und Empfindung nicht losgelöst von der Störung des Sozialverhaltens betrachtet werden durfte. Verwirrte Emotionen trugen wahrscheinlich zu dem Problem bei. In mir wuchs die Überzeugung, daß die Gefühllosigkeit seines Denkens Elliot daran hinderte, verschiedenen Handlungsmöglichkeiten unterschiedliche Werte zuzuordnen, so daß seine Entscheidungslandschaft völlig abflachte« (ebd., S. 85). (Weitere Beispiele finden sich unschwer.)

Damasios Ansatz läßt sich damit nicht nur als spannende, zeitgenössische Neuauflage von William James' Gefühlstheorie lesen; seine wechselseitige Inanspruchnahme des Begriffs »Gefühl« von zwei Seiten, als formal bestimmter, neurophysiologisch konkretisierter einerseits, in der alltagssprachlich verbreiteten, semantisch gehaltvollen Weise andererseits stellt darüber hinaus ein exzellentes Beispiel für das dar, was Laucken (2001, S. 324 f.) »Verbreitungstechnik« nennt.

Daß Damasios Buch schon ein Jahr nach Erscheinen in Deutsch und hier nach weiteren zwei Jahren bereits in der dritten Auflage vorgelegt wurde, liegt m. E. nicht allein am verkaufsstrategisch klug (wenn auch etwas vollmundig – wird Descartes doch im letzten Kapitel auf gerade

einmal sechs Seiten abgehandelt –) gewählten Titel: Es zeigt vielmehr ein weiteres Mal, wie stark offenbar das Bedürfnis der Leserschaft ist, das Gefühl aufgewertet zu sehen, der Rehabilitation des Fühlens beizuwohnen – eine Erklärung mag die Vermutung bieten, daß vielleicht allzu oft schon Fühlen und Denken gegeneinander ausgespielt worden sind, wenn nicht gar das Fühlen als Taugenichts der Familie öffentlich vorgeführt. Ein weiteres Beispiel, das m. E. ebenfalls vor allem dieses Bedürfnis dokumentiert, ist das bekannt gewordene »Konzept« – falls das nicht schon zuviel gesagt ist – der »emotionalen Intelligenz« (Goleman 1996, Salovey & Mayer 1990).

Damasio kann uns also kaum dabei behilflich sein, darüber nachzudenken, was die Folgen wären, wenn die allerorten konstatierte (und oftmals beklagte) Trennung von Gefühl und Gedanke vor allem ein Artefakt wäre (obwohl das sein Thema ist). Ziehen wir also einen etwas älteren, ebenfalls weithin bekannten Versuch heran, nämlich Ciompis »Affektlogik« (1998; zuerst 1982). Dabei stütze ich mich vor allem auf die vielbeachtete und inzwischen (1998) in der fünften Auflage erschienene »Affektlogik« (zuerst 1982) – der jüngst (1999; zuerst 1997) vorgelegte, erweiterte Vorschlag einer »fraktalen« Affektlogik kann weitgehend unberücksichtigt bleiben, weil er für unseren Argumentationszusammenhang nichts wesentlich neues erbringt.⁷⁰ Die theoretischen Grundlagen für seine Affektlogik sieht Ciompi vor allem in der Psychoanalyse und der Systemtheorie, die er in

70 Die Tatsache, daß nunmehr die Chaostheorie als »Steinbruch« für Ciompi (1999; vgl. vor allem S. 129 ff.) dient, nachdem es zu Beginn der achtziger Jahre die Systemtheorie war, erweckt vielmehr den Eindruck, daß hier zwar (erneut) ein äußerst wichtiges Thema in Angriff genommen wird, dies allerdings vielleicht begrifflich nicht bestimmt genug und sicher wiederum zu sehr unter dem Einfluß eines Denkansatzes, der gerade »en vogue«, aber damit eben auch allzu vergänglich ist. (Allerdings sei nicht verschwiegen, daß sich Ciompi 1999 – im Gegensatz zu Ciompi 1998 – immerhin um eine begriffliche Klärung von »Gefühl« bzw. »Affekt« und »Kognition« bemüht; vgl. Ciompi 1999, S. 62 ff.) Knappe, rekapitulierende Abrisse zentraler Ideen der Affektlogik, die ergänzend herangezogen werden können, finden sich mehrfach (z. B. Ciompi 1999, S. 46 ff.; 1988, S. 19 ff.). Daß – neben Systemtheorie und Chaostheorie – natürlich auch Befunde, Postulate und Hypothesen neurophysiologischer Provenienz am Ende des 20. Jahrhunderts als aussichtsreiche Kandidaten für die »Wahl der Miss World Theory« nicht fehlen dürfen, zeigt sich bei Ciompi ebenfalls (etwa 1993 oder 1999, S. 52 ff., wo die »Hypothese der Affektlogik« auf eine neurobiologische Grundlage gestellt und so zum »integrative[n] psycho-sozio-biologische[n] Modell« [Ciompi 1993, S. 76] gemacht werden soll). (Die Übertragung individueller Gefühle und ihrer postulierten Bedeutung für den einzelnen auf Kollektive, die offenbar den »Sozio-Teil« dieses Modells erbringen soll, gehört dabei sicher nicht zu den plausibelsten Ideen Ciompis: »Gemeinsames Handeln ist nur aufgrund bestimmter gemeinsamer Gefühle – etwa Angst, Wut, Freude, Enthusiasmus – möglich« [Ciompi 1993, S. 83].)

einem einleitenden Kapitel (Ciompi 1998, S. 15-42) zunächst miteinander zu verbinden versucht. Dies geschieht etwa durch den Hinweis, daß die Psychoanalyse ihren Fokus auf das Individuum richte (dabei jedoch durchaus auch das Kollektiv – Familie, Gesellschaft usw. – und seine Wirkungen im Auge habe), während die Systemtheorie das Kollektiv in den Blickpunkt rücke (dabei jedoch durchaus offen sei für die Untersuchung der einzelnen Systeme, die dieses erst bilden), daß also, wenn man so will, die Psychoanalyse eine Mikro-, die Systemtheorie eine Makrotheorie sei, die beide voneinander profitieren könnten.

Sich beim Bemühen um eine Zusammenführung von Systemtheorie und Psychoanalyse solcher eher pointierenden als kategorial trennenden Unterscheidungen zu bedienen, ist sicherlich legitim – fraglich ist jedoch, ob ein solches Vorgehen ausreicht, das Zusammenspiel der beiden genannten theoretischen Ansätze nicht nur zu begründen, sondern es obendrein als gänzlich problemloses, ja geradezu überfälliges darzustellen, wie dies bei Ciompi der Fall ist. Wer ernsthaft die Chancen (und internen Schwierigkeiten) einer systemtheoretischen Psychoanalyse (oder einer psychoanalytischen Systemtheorie; vgl. auch S. 27 f.) ausloten will, muß m. E. einen entscheidenden Schritt weiter gehen: Er muß fragen, inwiefern jeweils zentrale Konzepte miteinander in Widerspruch geraten könnten (um sodann eventuell Vermittelndes zu erarbeiten); und um dieser Frage nachzugehen, muß er fragen, wie sich zentrale Konzepte des einen Denkansatzes in Konzepten und Begriffen des anderen reformulieren lassen.

Um ein Beispiel zu geben: Wenn Psychoanalyse und Systemtheorie sich problemlos miteinander vereinbaren lassen, weil die eine eh nur den Blick aufs Kleine, die andere den aufs Große wirft, dann müssen sich auch zentrale Komponenten der Psychoanalyse – wie frühkindliche Erfahrungen, Erinnerung, kurz: (Lebens-)Geschichte – systemtheoretisch reformulieren lassen. Was aber ist »Geschichte« in der Systemtheorie? Der aktuelle Zustand eines Systems in seiner Umwelt (im Vergleich zu unzähligen anderen, fiktiven Zuständen, die dieses System innehaben könnte, hätte es eine andere »Geschichte«)? Und wenn sich der Umgang mit den eigenen (nicht nur frühkindlichen) Erfahrungen, der Umgang mit (wie bereits die Bildung) der eigenen Geschichte psychoanalytisch im fröhlichen Geschiebe und Gezerre unterschiedlicher psychischer Instanzen konkretisiert, wie sind dann diese Prozesse (bzw. auch ihre »Bühne«) systemtheoretisch reformulierbar? Sind die psychischen Instanzen ihrerseits als Systeme in der Umwelt »Individuum« konzipierbar? Nun besteht ja ein Reiz der Systemtheorie zweifellos gerade in der eleganten Möglichkeit, Systeme auf ganz unterschiedlichen Ebenen – von organismischen Subsystemen bis hin zur Weltgesellschaft – zu postulieren: Müßte man also, wollte man psychoanalytische Erfahrungsbildung und Geschichte systemtheoretisch abbilden, von

Anfang an stets an unterschiedliche (»innerpsychische«) Systeme und ein »Metasystem« (das Individuum) denken? Solche und ähnliche Fragen muß m. E. aufwerfen, wer ernsthaft erkunden will, ob und inwieweit Systemtheorie und Psychoanalyse vereinbar sind. (Natürlich lassen sich ähnliche Fragen auch umgekehrt von der Systemtheorie aus stellen, deren zentrale Konzepte ebenfalls irgendwie in psychoanalytische Begrifflichkeit überführbar sein müßten. Und leider reicht es m. E. insgesamt eben auch nicht, wenn »gewisse psychoanalytische Sachverhalte sehr gut systemtheoretisch formuliert werden können – und umgekehrt« [Ciompi 1998, S. 27], solange das mit gewissen anderen Sachverhalten nicht geht.)

Das damit angedeutete Vorgehen bleibt, wie ich meine, im Grundsatz dasselbe auch bei jeder anderen umfassenden »Verträglichkeitsprüfung« unterschiedlicher theoretischer Ansätze. – Im vorliegenden konkreten Fall darf überdies nach dem Ertrag einer solchen Vermählung nicht füreinander geschaffener Theorien gefragt werden, wenn die Systemtheorie in den folgenden Kapiteln, in denen es Ciompi um den Vorschlag affektlogischer Schemata geht (1998, S. 43-122), keine privilegierte Rolle mehr spielt; oder genauer: wenn sie vor allem lediglich noch über den Begriff der Struktur bei Piaget in Anspruch genommen wird, der als weitgehend analog zu dem des Systems betrachtet wird (vgl. etwa S. 94, 109 ff., bes. 112, wo von der völligen Analogie zwischen den Begriffen »Struktur« und »System« die Rede ist).

Und damit endlich zu Ciompis eigentlichem Anliegen: Wie angedeutet unter Rückgriff auf die Systemtheorie, vor allem aber auf psychoanalytische Überlegungen zur psychosexuellen (affektiven) Entwicklung einerseits und die Piagetschen Vorstellungen zur kognitiven Entwicklung und dessen Begriff des kognitiven Schemas andererseits schlägt Ciompi eine Affektlogik bzw. »affektlogische Schemata« vor, welche man sich in einer ersten Annäherung vorstellen kann als kognitive Schemata mit einer unvermeidlichen und wesentlichen affektiven »Imprägnerung«, einem »Inprint«, wie es bei Ciompi (1998, S. 71) auch heißt. (Eine Annäherung aus umgekehrter Richtung, also affektive Schemata – »Fühlanleitungen« oder »-muster« – mit unverzichtbar kognitiven Komponenten, bleibt »allerdings noch ziemlich im Dunkeln« [S. 74, vgl. insgesamt 74 f.]. Dies liegt natürlich nicht zuletzt an dem Ausgangspunkt, den Piagets umfangreiche »Vorarbeiten« hinsichtlich kognitiver Schemata ermöglichen, und dem Fehlen vergleichbarer Anstrengungen und damit eines vergleichbaren Ausgangspunktes auf dem Felde emotionaler Entwicklung.⁷¹ Die kognitive Kom-

71 Daß die Ausgangslage für die »Entwicklungspsychologie der Gefühle« eine andere ist, zeigt sich schnell, wenn man etwa für einen Überblick Geppert und Heckhausen (1990), Harris (1992) oder die Beiträge in Friedlmeier und Holo-dynski (1999) heranzieht.

ponente des Affekts sieht Ciompi daher vor allem in dessen polarer bzw. binärer Grundstruktur, die er mit der Reversibilität von Denkvorgängen [im Piagetschen Sinne] in Zusammenhang bringt und an einigen Beispielen aus der Psychoanalyse – der ja mitunter kritisch vorgehalten wird, sie lasse stets offen, ob etwas etwas, oder etwas gerade das Gegenteil von etwas bedeute – illustriert [vgl. S. 74 f.]. Zwar sieht Ciompi hier durchaus selbst eine gewisse Nähe desjenigen Dualismus, der sich in einer postulierten polaren Grundstruktur der Affektivität zeigt, zu demjenigen zwischen Denken und Fühlen, den eine Affektlogik als künstlichen zu erweisen verspricht [vgl. S. 75] – verteidigt sich jedoch nicht etwa vorsorglich gegen den Vorwurf, daß er damit ein allgemeines Denkmuster auf einem Feld verwende und zum Argument rüste, welches er auf einem anderen Felde selbst angreife und zu überwinden sich bemühe. Wie dem auch sei: Ein »affektlogisches« Schema müßte sich jedenfalls gerade dort finden, wo sich die Annäherungsversuche aus beiden Richtungen treffen – wo also über kognitive Komponenten affektiver Schemata ebenso gehaltvoll nachgedacht würde wie über affektive Komponenten kognitiver –, soll es nicht ungewollt von Geburt an eine »kognitive Schlagseite« erhalten.)

Ein starkes Argument für eine solche »Vermengung« kognitiver und affektiver »Schemata« – also von Verhaltensmustern, Operationen und Fähigkeiten, von, wie es bei Ciompi 1999 (S. 47) heißt, »integrierte[n] Fühl-, Denk- und Verhaltensprogramme[n]« – formuliert Ciompi aus der Betrachtung der Ontogenese der jeweiligen »Leistungen«. So ist etwa der Erwerb kognitiver Schemata – wie bereits Piaget selbst vielfach beschrieben hat – keinesfalls ein rein kognitiver, »gefühlsfrei« verlaufender Prozeß: Nein, er ist wesentlich mit nicht geringer Lust verbunden, kurz, er macht Spaß.⁷² Die Vermutung, daß sich dieser Spaß zwar abschwäche und durch Wiederholung und Routinisierung beim Erwerb der kognitiven Schemata allmählich sogar »aus dem Bewußtsein sickern« könne, dabei jedoch gleichwohl prinzipiell bestehen bleibe, ist nicht gerade unplausibel – und kann weiter erhärtet werden, wenn man an solche Fälle denkt, in denen bei der Anwendung der kognitiven Schemata irgendetwas nicht nach Plan verläuft: Der (mitunter gar nicht mehr oder kaum noch bewußte) Lustgewinn bleibt nun aus, stattdessen stellt sich sein komplementäres Äquivalent

72 Um ein Beispiel im Zusammenhang mit dem Erwerb der Objektpermanenz zu geben: »At 1;7, Jacqueline is seated in front of three objects A, B and C, underneath which something can be hidden; these objects, in this case a beret, a handkerchief and her jacket, are equidistant from each other. I hide a small pencil in my hand saying: ›Cuckoo the pencil,‹ I show her my closed hand which I put under A; I then show it to her again before putting it under C where I leave the pencil and afterwards show her my open hand, repeating ›cuckoo the pencil.‹ Jacqueline immediately looks for the pencil under C. She finds it and laughs« (Inhelder 1976, S. 155; vgl. Ciompi 1998, S. 58).

ein, eine spannungsreiche Unlust, die nicht nur darauf verweist, daß die gelingende Anwendung kognitiver Schemata eben Lust bereitet, sondern auch nach Auflösung, z. B. durch einen neuen Versuch, verlangt. (Ciompi bietet als Beispiel etwa den Mathematiker an, der unangenehme Gefühle bekommt, wenn ein Gleichungssystem nicht wie erwünscht »aufgeht«; vgl. 1998, S. 73.)

Auch in umgekehrter Richtung läßt sich eine Verbindung von affektiven und kognitiven Schemata aufweisen: So wie die kognitiven Schemata – genauer: zumindest ihre Entwicklung – affektiver Zustände notwendig (und regelhaft) bedürfen, so bedürfen auch affektive »Schemata« (oder »Fühlmuster«) notwendig bestimmter kognitiver Fähigkeiten, setzen also das Vorhandensein der entsprechenden Schemata voraus. Das Heften von Affekten an bestimmte Objekte (im psychoanalytischen Sinne, also bspw. die Mutter) etwa setzt das Vorhandensein mehr oder minder stabiler Objektrepräsentanzen voraus; es setzt voraus, daß jene Trennung zwischen Welt und Ich, die man mit Freud (vgl. etwa S. 83, Fußnote 59) als erste, großartige Leistung des heranwachsenden Säuglings auffassen kann, hinreichend weit fortgeschritten ist (und Grundzüge der symbolischen oder semiotischen Funktion zur Verfügung stehen, was, je nach theoretischer Betrachtung, zu sehr unterschiedlichen Zeitpunkten der Fall ist, aber hier nicht weiter problematisiert werden soll).

Insbesondere in der *Entwicklung* der Affekte wie der Kognitionen lassen sich demnach also Berührungen oder gar Verzahnungen beider aufzeigen, Punkte oder Strecken in der Ontogenese, in denen beide aufeinander verweisen und sogar aufeinander angewiesen zu sein scheinen. Dennoch scheint mir dieses Kernargument für Ciompis Ansatz an einer Flanke weitgehend ungeschützt zu sein: Es ist keineswegs gesagt, daß ein solch enger Zusammenhang zwischen Affekt und Intellekt, wenn er denn in der Entwicklung besteht (und sogar notwendig bestehen muß), sich nicht später auflöst und verliert (oder sich sogar auflösen und verlieren muß). Gerade so, wie die kognitive Entwicklung das Denken dahin führt, daß es sich immer mehr vom (motorischen) Handeln und der unmittelbaren Wahrnehmung löst – und zwar folgerichtig und also, wenn man so will, der Natur der Sache folgend, zeichnet sich das Denken doch insgesamt dadurch aus, daß ihm ein Zug ins Abstrakte, ein Hang zur Lösung vom Konkreten innewohnt, der sich von der sensumotorischen bis zur formal-operationalen Phase nachzeichnen läßt –, gerade so auch, wie der Heranwachsende ein undifferenziertes »Alles« in Ich und Welt trennt – und so ein Ich und eine Welt erst erhält –, gerade so könnte auch die Entwicklung von Intellekt und Affekt ganz notwendig in der Ausdifferenzierung eines anfangs irgendwie diffus Allgemeinen in sich immer stärker unterscheidende und gleichzeitig immer eigenständigere und stabilere Entitäten bestehen. In einem solchen

Falle freilich ist aus dem Aufweis von Berührungspunkten zweier Entwicklungslinien in der Ontogenese kein Argument für ihr dauerhaftes Zusammengehören (und also für affektlogische Schemata) zu gewinnen, so wenig wie aus dem Aufweis von zeitweilig kiemenähnlichen Strukturen in der embryonalen Entwicklung des Menschen die Empfehlung abzuleiten ist, sich einem Leben im Salzwasser zu verschreiben. (Stattdessen läßt sich jedoch die Gegenthese zu Ciompi, also diejenige einer zunehmenden *Differenzierung* und Segregation von Intellekt und Affekt weiter erhärten, wenn wir uns vor Augen führen, daß Ciompis Beispiele einer Verzahnung gleichermaßen sehr frühe Entwicklungsabschnitte betreffen – für eine generische Position natürlich nicht zufällig – und nicht so leicht auf spätere übertragbar erscheinen. So ist zwar eine Objektrepräsentanz als Voraussetzung der Objektbindung unmittelbar einsichtig – aber an welche spezifischen Leistungen im affektiven Bereich, an welche Gefühle können wir denken, wenn sie analog erst durch den Erwerb späterer kognitiver Schemata, etwa der Reversibilität des Denkens, möglich werden sollen? Und so einsichtig es ist, Lust (bzw. Freude) als notwendigen Bestandteil beim Erwerb früher (und vielleicht auch späterer) kognitiver Schemata – und damit später als ihren »Imprint« – aufzufassen, so schwer fällt es, sich auch andere, insbesondere »spätere«, komplexere Gefühle in einer entsprechenden Rolle vorzustellen. Auf welche Weise »hilft« Neid oder Eifersucht beim Erwerb kognitiver Schemata, beim Erwerb welcher Schemata – und geht so ein in den umfassenden Komplex »affektlogischer« Schemata? Auf diese und ähnliche Fragen müßte eine befriedigende Antwort finden, wer Ciompis Kernargument für die Existenz affektlogischer Schemata angesichts der skizzierten Kritik halten und weiter elaborieren möchte.

Im vorliegenden Zusammenhang können wir offen lassen, ob »affektlogische Schemata« (oder andere, vergleichbare Versuche) zur Überwindung einer nur scheinbaren oder doch zumindest überschätzten Differenz von Denken und Fühlen beitragen, wenn sie weiter elaboriert werden – oder ob die in Rede stehende Differenz anscheinend doch auf einen fundamentalen Unterschied hinweist, eine onto-, vielleicht gar phylogenetisch keineswegs schwindende, sondern wachsende Distanz zwischen Denken und Fühlen. Auch wenn wir letzteres annähmen, müßte keineswegs daraus folgen, das Fühlen geringer zu schätzen als das Denken – die Tatsache, daß beides uns bei der Orientierung in der Welt helfen kann, sollte dies deutlich gemacht haben, ebenso die Tatsache, daß sich leicht Beispiele finden lassen, in denen wir jeweils einem der beiden, dem Fühlen *oder* dem Denken, hierbei klar den Vorzug geben würden. Wenn allerdings zugestimmt wird, daß es praktisch eher darum gehen wird, das Fühlen in dieser Hinsicht gegen das Denken zu verteidigen – weil es, sozusagen, den »schlechteren Leumund« hat – als andersherum, dann läßt sich zwar nicht Ciompis

Versuch selbst, wohl aber die große Verbreitung dieses Versuches auch so verstehen: Ciompi rehabilitiert das Fühlen, indem er es mit dem Denken in Zusammenhang bringt und beides einander annähert (wie das etwa auch, wie oben angemerkt, Damasio [1997] und Goleman [1996] machen). Damit tut er jedoch möglicherweise weder dem einen noch dem anderen einen Gefallen. Denn wenn man Unterschiedliches und dabei unterschiedlich Angesehenes vor sich hat und das schlecht Angesehene, Zu-kurz-Gekommene und Benachteiligte stärken möchte, erreicht man das nicht, indem man Unterschiede scheinbar verkleinert oder bagatellisiert – weil so die Unterschiede niemals vollständig zum Verschwinden gebracht werden –, sondern indem man den Eigenwert des Unterschiedenen deutlich macht. (Dies gilt m. E. für Konzepte nicht weniger als für Menschen.)

Es ging im vorliegenden Kapitel 1.2.5 um eine erste Klärung des Verhältnisses von Gefühl und Kognition. Schnell zeigt sich dabei, daß die Bestimmung dieses Verhältnisses durch sehr unterschiedliche Begriffe der Kognition erschwert wird, die nebeneinander in der Psychologie Verwendung finden und deren Existenz man nicht vergessen darf, will man Mißverständnisse vermeiden. Während bei einem weiten Begriff der Kognition auch alle begrifflichen Schranken zum Gefühl fallen, letzteres zu einer unterzuordnenden Teilkategorie der Kognition (oder Bewertung) wird, stellt ein enger, von der Denkpsychologie her kommender und an der Problemlösung orientierter Begriff eine Kognition vor allem in der Weise zur Verfügung, daß sie als Objekt eines Gefühls dienen kann. So ist zwar ein mögliches Verhältnis zwischen Gefühl und Kognition bestimmt, allerdings ist dies kein für die Kognition spezifisches Verhältnis zum Gefühl (können doch auch andere »Gegenstände« in vergleichbarer Weise als Objekt der gleichen Gefühle dienen). Ein mittlerer Begriff der Kognition umfaßt dagegen mehrere psychische »Funktionsbereiche« (z. B. Sprechen, Wahrnehmen, Erinnern), die auf *je eigene*, spezifische Weise mit dem Gefühl zusammenhängen, dem Gefühl dienen. Eine systematische Aufarbeitung dieser Zusammenhänge in einem schmalen Unterkapitel über Gefühl und Kognition kann nicht geleistet werden; teilweise schienen solche Zusammenhänge an anderen, vorangegangenen Stellen des ersten Kapitels auf, teilweise werden sie noch eine Rolle spielen. Jedenfalls sind sie im Auge zu behalten und diejenigen »konzeptionellen Orte«, an denen das Verhältnis zwischen Kognition und Gefühl weiter präzisiert werden kann. Soweit damit auch das Verhältnis (für die unterschiedlichen Begriffe) der Kognition zum Gefühl umrissen ist – es ist dabei, dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit entsprechend, gleichsam vom Gefühl aus in den Blick genommen: Das uns interessierende Verhältnis von Denken und Fühlen läßt sich vor allem als die Frage nach der Rolle, die Kognitionen für Gefühle spielen, paraphrasieren. Und auch wenn die Frage von der anderen

Seite – also welche Rolle Gefühle für Kognitionen spielen (etwa: denken wir bei Angst schneller, langsamer oder einfach anders?) – nicht aufgegriffen werden soll, so werden doch immerhin noch knapp Überlegungen berücksichtigt, die sozusagen »von der Mitte her« nach dem Verhältnis von Kognition und Gefühl fragen. Der nicht unwichtige Hinweis, daß uns beide dabei helfen können, uns in der Welt zu orientieren (etwa »Entscheidungen« zu treffen) – auch wenn sie dies nicht unbedingt in gleicher Weise und auf den gleichen Feldern tun –, berechtigt zu dem Versuch, einmal beide »zusammenzudenken«: zum Ausgangspunkt zu nehmen, beide seien unterschiedliche Seiten derselben Medaille, und auszuprobieren, wie weit man, von dieser Prämisse aus fortschreitend, kommt. Als exemplarisch für ein solches Vorgehen wurde der Vorschlag Luc Ciompis (1998) behandelt; obwohl dabei nicht mehr als gleichsam das Skelett dieses Vorschlages präsentiert werden konnte, zeigten sich einige Verschattungen auf dem Röntgenbild. Vielleicht bieten sich ja demjenigen, dem an einer Rehabilitation des Gefühls gelegen ist, doch noch andere Möglichkeiten, als es dem Denken gleich zu machen.

1.2.6 Zusammenfassung

Das Kapitel 1.2 diente dem Zweck, den im vorangegangenen Kapitel systematisch entfalteten Gegenstand jeder Emotionstheorie, das Gefühl, gleichsam einzufrieden und von anderen psychischen Funktionen (bzw. psychologischen Konzepten), vorzugsweise natürlich von solchen mit Berührungspunkten, abzugrenzen. Solche Abgrenzungen sind mitunter nur idealtypisch zu formulieren; das macht sie jedoch keinesfalls überflüssig. Bestimmte (einfache) Wahrnehmungen, die Empfindungen genannt wurden, erschienen dabei als eine Art Proto-Gefühle; wie Gefühle, denen jedoch noch jede (auch rudimentäre) Form einer Bewertung oder Einordnung als angenehm oder unangenehm abgeht, und die damit sozusagen *gerade noch nicht* Gefühle sind. Von den Stimmungen wurden die Gefühle vor allem über den fehlenden Objektbezug der ersteren abgegrenzt, weniger über die tendenziell längere Dauer und geringere Intensität der ersteren (weil Dauer und Intensität keine notwendigen Unterscheidungskriterien darzustellen, sondern lediglich häufiger unterschiedlich zu sein scheinen). Es wurde darauf aufmerksam gemacht, daß wir ganz ähnlich wie von aktuellen Gefühlen (und teilweise auch mit Hilfe von Gefühlsbezeichnungen) über Persönlichkeitsmerkmale oder Dispositionen reden; diese Rede wurde für die Disposition zum Haben von Gefühlen einerseits, zum In-Stimmungen-Sein andererseits differenziert.

Das Verhältnis von Gefühlen und Motivationen schließlich wurde ausführlicher erläutert: Dabei zeigte sich, daß hierfür zunächst eine genauere Bestimmung der in der Motivationspsychologie gebräuchlichen Begriffe Motiv und Motivation vonnöten ist. Eine solche erbrachte recht heterogene und nicht immer ohne weiteres ineinander übersetzbare Verwendungsweisen, die sich zwei übergeordneten Richtungen zuordnen lassen, für die aktuelle Motivationen entweder mit kausal wirksamen Motiven oder mit teleologisch wirkenden Absichten oder Zielen zu tun haben. Obwohl manche Gefühle ohne begleitendes Tun (d. h. Handeln oder Verhalten) nicht vorstellbar sind, sollte jedoch, wie gezeigt wurde, bestenfalls metaphorisch von ihrem »motivationalen Aspekt« (o. ä.) die Rede sein, weil an beide Verwendungsweisen des Begriffs »Motivation« (je unterschiedliche) begrifflich-theoretische Voraussetzungen geknüpft sind, die im Falle des Gefühls, das ein Tun antreibt, nicht erfüllt zu sein brauchen. Ein weiterer Zusammenhang zwischen Gefühl und Motivation wurde in der (frühkindlichen) Genese der Motive, für die Gefühle eine unverzichtbare Rolle spielen, erblickt und erörtert.

Ähnlich wie im Falle der Motivation verlangt auch die Klärung der Rolle, die die Kognition konzeptionell für das Gefühl spielt, nach einer vorgängigen Klärung des Begriffs Kognition selbst. Der entsprechende Versuch erbrachte drei Verwendungsweisen, eine weite, eine enge und eine mittlere, von den Kognitionswissenschaften her kommende, von denen vor allem die letztere emotionspsychologisch relevant ist. Sie umfaßt unterschiedliche psychische Funktionen – wie Wahrnehmen, Denken, Sprechen, Erinnern usw. –, die in jeweils ganz unterschiedlicher Weise von entscheidender Bedeutung für das Gefühl sind (bzw. sein können).⁷³ Ein weiterer Berührungspunkt zwischen Denken und Fühlen, der sich auch in einigen alltagssprachlichen Formulierungen abbildet, besteht in der Tatsache, daß beide (wenn auch in je unterschiedlicher Weise, in unterschiedlichen Situationen) uns orientieren und anleiten können. Das wurde an Beispielen

73 So spielt natürlich das Erinnern als kognitiver Prozeß eine konstitutive Rolle etwa im Falle der Trauer, kaum eine vielleicht bei der Überraschung. Die Sprache ist entscheidend insbesondere für die Gefühle, die – wie später in Kapitel 3 etwas weiter ausgeführt – erst im (hörbaren oder stummen) Umgang mit der Sprache, im Stiften eines sinnhaften Verweisungszusammenhanges, im Bilden einer Erzählung entstehen, wie vielleicht der Ärger über den Nachbarn aufgrund seiner fortgesetzten Verfehlungen und Provokationen, aber wohl kaum von Belang für eine schlichte Angst vor der Höhe. Natürlich geht es mir im vorliegenden Zusammenhang nicht um eine umfassende Katalogisierung und Systematisierung der möglichen Rollen, die sämtliche der einzelnen psychischen Funktionen, die unter einen mittleren Begriff der Kognition fallen, für das Gefühl spielen können, als vielmehr um das Plädoyer, sie im Einzelfall zu berücksichtigen.

erläutert und – zusammen mit einer rationalistischen Geringschätzung des Gefühls – als einer der Gründe dafür ausgemacht, daß es immer wieder Versuche gab (und gibt), Emotion und Kognition »zusammenzudenken«. Als einer dieser Versuche wurde schließlich exemplarisch Ciompis »Affektlogik« (1998) behandelt; ein zweifellos interessanter und anregender Ansatz, das Gefühl zu rehabilitieren, der jedoch nicht in jedem Detail zu überzeugen vermag.